

Berliner Tageblatt.

Nummer 661.

Berlin, Montag, den 31. Dezember 1894.

XXIII. Jahrgang.

Politische Wochenschau.

Arthur Levysohn.

Die Bilanz unserer inneren Politik weist am Jahreschluss wenig Gutes auf. Die fünftägige Neuwahlung, die zur Zeit der Caprivischen Kanzlerschaft in immer neuen Formen an die Oberfläche trat, ist einem Gefühl wirklicher Beklemmung und Unsicherheit gewichen, das sich in der weitesten Kreise einmühten begann.

Das Selbstgefühl aber, was im Laufe dieser eigentümlichen Entwicklung unserer heimlichen Verhältnisse zu Tage trat, war ein nicht hinwegzuleugnendes Gestalten der partikularistischen Strömungen, das sich ebensowohl im Süden des Vaterlandes, wie auch in Preußen selbst bemerklich machte.

Ebenfalls dagegen muß es entschieden, wenn eine sonst nützliche Regionen interessierende Thatsache als eine Art Dementi dieses angeblichen Anschwellens der partikularistischen Gefühmsinnungen ins Treffen geführt zu werden vermag.

Die Schuld oder Unschuld des Hauptmanns Drehs ist uns gelegentlich des Landesvertraths- und Spionage-Prozesses Drehs zugunsten des letzteren besprochen. Für uns Deutsche bleibt es eine feststehende Thatsache, daß uns der Prozeß des Landesvertraths-Generalstabsoffiziers politisch nicht das Mindeste angeht.

Die Schuld oder Unschuld des Hauptmanns Drehs geht uns also nichts an. Wir können ihn weder im Geiste freisprechen, noch mit dem Pariser Kriegsgericht beurtheilen, da uns jedes Material fehlt, um den Thatbestand, der uns ebenfalls unbekannt blieb, zu beurtheilen.

Der Kriegsminister agirt ganz nach der hergebrachten Schablone, nach der in Frankreich die militärischen Präzidenten stets aufzutreten pflegten. Erst wurde der Chauvinismus wachgerufen, dann das Vaterland in Gefahr erklärt, die Spionagefurcht ausgefressen und genährt, dem Irrthum ergriffen und mit Recht und Unrecht vertheilt und schließlich ließ sich der Generalunternehmer des ganzen Verfahrens als Ketter des Vaterlandes preisen.

Über während diese Zettelungen über kurz oder lang mit einer Ministerkrise enden werden, deren Bedeutung dann Niemandem inklar sein dürfte, kann man dasselbe von dem Kabinettswechsel nicht behaupten, der sich eben in Ungarn vollzog.

benimmt, die Wöthen, die sich das Kabinet Welerle der Krone gegenüber gab, erbarungslos auszumühen.

Und solcher Wöthen fanden sich nur zu viel. Vor Allem gelang es, den Monarchen die Ueberzeugung einzuimpfen, daß das bürgerliche Kabinet, um seine parlamentarischen Erfolge einzubringen, sich genöthigt gesehen habe, den Parteien der äußersten Linken besondere Zugeständnisse zu machen, die namentlich in der Art und Weise bemerklich geworden, in der das Ministerium dem famosen Franz Kossuth-Kummel gegenüber passiv verblieben war.

Diese eigentümliche Lage begriffen die ungarischen Mehrheits-Parlamentarier mit dem ihnen eigenen politischen Verständniß schnell genug. Sie sahen ein, daß sie sich in der Personfrage entgegenkommend zeigen, daß sie sich duden mühten, um größeres Ansehen zu verdienen. Und also geschah es auch, aber kaum war der Sturz Welerles bejagt, so sah man ein, daß es nicht sehr leicht sein werde, einen parlamentarisch-regierungsfähigen Nachfolger für den Gefallenen zu finden.

Nicht so leicht zu entwurzeln, weil ihn vorläufig noch das Vertrauen der Krone deckt, erweist sich der greise Kabinettschef Italiens, Francesco Crispi. Seine parlamentarischen Widerwärtigen, die Vier-Männer: di Rudini, Vini, Zanarelli und Cavallotti, machen immer verzweifeltere Anstrengungen, den Mann moralisch unmöglich zu machen, mit dem sie so lange gemeinsam gearbeitet, der den Meisten von ihnen sogar Freund und Nachbar gewesen ist.

Die Krise in Ungarn.

(Von unserem Korrespondenten.)

© Wien, 28. Dezember.

Ein je weniger erfreuliches Bild gegenwärtig die Vorgänge in fast allen europäischen Parlamenten darbieten, desto wohlthuernder muß es jeden Freiheitsfreund berühren, zu beobachten, wie in Ungarn eine langwierige und schwerwiegende Krise in ihren Ausläufen sich abspielt.

Pariser und Berliner Viertel.

Theodor Wolf. (Nachdruck verboten.) Paris, Dezember 1894.

Seit Jahr und Tag werden dem Berliner Westen die ärgsten Dinge angehängt. Und nun geschieht es dem Pariser Westen gerade so.

Der französische Literat versteht, wie jeder Leser der gelben Bücher weiß, unter Demokratisierung etwas Anderses, als der deutsche. Alle der französischen Schriftsteller den Schanplatz all seiner Geschichten von anverwandten und getrockneten Frauen jetzt plügend in den Westen von Paris verlegen, so würde das, seiner Auffassung nach, noch keineswegs eine Anklage gegen dieses Paris W. bedeuten.

Nun bin ich für mein Theil fest davon durchdrungen, daß der Berliner Westen so böß eigentlich gar nicht ist und daß er nur als Opfer eines Mißverständnisses unter das Fallbeil der literarischen Scharfrichter kommt.

zur Oper... ein Gemisch von Coulisiers und Vermittlern, Jüngern auf dem Vorposten und geschickten Poterpielen, von lauter Reuten, die freilich auch eine Beletage und manchmal sogar einen Palazzo haben.

Ich weiß nicht, ob die französischen Schilderungen der Champs-Élysées-Salons ebenso L. A. Spornmäßig herausphantasirt sind, wie die Geschichten aus Berlin W. Und ich habe weder Gyngeig noch Recht, diesen Pariser Westen zu vertheiligen.

Der Pariser und der Berliner Westen haben in ihrer Geschichte allerlei, was sie wohl einen Kante, allerlei, was sie trennen muß. Sie haben beide ihre volle, ihre heutige Bedeutung erst in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts erlangt — der Berliner, als man draußen vor dem Brandenburger Thor im Thiergarten sich aufstellte, der Pariser, als man, in den fünfziger Jahren, das Bois de Boulogne aus einer Wüste in den elegantesten Tierpark verbandelte.

Es besteht noch ein anderer Unterschied zwischen dem Pariser und dem Berliner Westen, wichtiger als der, daß man in Paris die Orden von Wallien und in Berlin die von Sachsen-Stoburg-Gotha trägt — der Unterschied im Baustil. Der Berliner Westen hat

sich im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte einen Willemsstil geschaffen, der gerade jetzt, nachdem wir manche Geschmacklosigkeiten haben mit in den Kauf nehmen müssen, zu einer gewissen Mäßigung gelangt zu sein scheint. Niehe moderne Villa von Berlin W. mit ihrer möglichst wenig barocken, aber fein eleganten Fassade, dem breiten, großflüchtigen Erker, mit den hohen, ruhig gedühten Zimmern mit einer oft unendlich geschickten, sorgfältig ausfindierten Anlage und Vertheilung der Wirtschaftsräume hat zu dem eigentlichen alten berlinischen Baustil ebensowenig Beziehung, wie die zwischen diesen Villen aufragenden Prachtbauten, zu deren Vollendung man Bildhauer und Mosaikmeister herbeizugreifen hat.

In Paris lagen die Dinge von jeher ganz anders. Hier hat sich die Bebauungswasser nicht durch einen plötzlichen Zugang von Aufsen her zu ihrer Millionenhöhe gesteigert, mit aller wünschenswerthen Stetigkeit und nur von Zeit zu Zeit durch größere Plakatverfälle unterbrochen, hat sich die Entwicklung vollzogen. Der Hauptteil der Fremden zur altpariserischen Bevölkerung ist nie stark genug gewesen, eine so durch Jahrhunderte gewonnene Tradition zu verletzen, und so wird man sich selbst danken in den Fremdenvierteln des Westens, in den Wohnen des Bois verdiebt nach einer Uebelthätigkeit nicht mehr gelingen.

alter im St. Stephansreich die herrschende ist, und die jetzt noch so machtvoll daheist, daß sie nicht daran denkt, die Zügel aus der Hand zu geben. — Dr. Welecke tritt vor die liberale Partei hin und erklärt:

„Ich habe mit Gurer Hilfe große Ideen zur Geltung gebracht; große Umgestaltungen, welche epochemachend sind und in ferne Zukunft fortwirken werden, der Liberalen Gedanken befähigend, sind fidegeteilt; wir haben eine Periode unablässiger Arbeit und gewissenhafter Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes hinter uns, — nun aber müssen wir die Leberzeugung gewinnen, daß wir das Vertrauen der Krone nicht mehr in vollem Maße besitzen, und so legen wir denn die Macht nieder. Die Jahre aber, die wir im Kampfe Euch vorgetragen, wir bringen sie rein und unbesiegt zurück! Hier ist sie, leht, sie trägt manche Spuren des Kampfes, aber keinerlei Makel macht ihr an!“

„Iubende Zustimmung folgt den Worten des wackeren Mannes, der also zu sprechen vermag. In schwingvollen Rundgebungen wird ihm der Dank der Partei dargebracht; Wehmuth nicht sich daren, daß Welecke so zu sprechen, seinen Rücktritt von der Leitung des Ministeriums anzukündigen genügt ist. Und daran wiederum reihen sich Erklärungen, daß die Partei ihm das Vertrauen auch fernerhin bewahren werde. „Legst Du die Fahne der Regierung nieder, so behalte doch die der liberalen Partei, sei weiter unser Führer, wir folgen Dir getreulich!“ Das ist sinngemäß die Antwort, die Welecke von der Partei erhielt.

„Und Welecke sagte dann: „Wohl, uns verbindet die Identität der Grundzüge und Bestrebungen. Unser Verhältnis beruht nicht auf persönlichen Rücksichten oder Interessen, sondern auf den gemeinsamen Prinzipien, und so wollen wir es auch künftig aufrechterhalten. Ich höre auf, Ministerpräsident zu sein und werde als einfacher Abgeordneter vereint mit Euch für Alles das eintreten, was wir bisher erstrebt und erreicht haben. Die Valuta-Angelegenheit, die kirchenspolitischen Fragen, und zwar die bereits sanktionierten Kirchensteuern sowohl, als die noch der Entscheidung harrenden, ferner alle anderen politischen Probleme und Aufgaben, die auf unserem Programm standen — Alles soll in derselben Weise wie bisher seiner Verwirklichung angeführt werden, und mit Hingebung und Ausdauer werden wir gemeinsam diejenige neue Regierung unterstützen, die auf diesem Programm ruht und eine ehrliche Repräsentantin des liberalen Gedankens, des Fortschritts ist. Als einfacher Kombattant will ich mit Euch eifrig fortgehen, was ich als Minister mit Eurer Unterstützung geschehen.“

„Auf diese Weise fehr wir in Ungarn ein bürgerliches liberales Ministerium aus dem Amte scheiden und sehen wir einen liberalen Ministerpräsidenten seine künftige Haltung als einfacher Abgeordneter kennzeichnen und eine große liberale Partei treue gegen den Führer sowie gegen die Prinzipien üben. Das ist ein denkbarbester Vorgang, doppelt denkwürdig, unter den denkbarbesteren anbedenklich herrschenden einschlägigen Verhältnissen, und da nun einmal die Krise und der Rücktritt des Kabinetts Welecke nicht zu umgehen war, so kam es nur mit Genehmigung erfüllen, daß das Ereignis so würdig und politisch auf so bedeutende Art sich vollzieht.“

Nichtsföhliger bleibt ein gewisser Bodenfuß zurück, der die Genehmigung nach einer bestimmten Richtung hin zu verringern geeignet ist. Dr. Welecke sagte, die Regierung habe das allerhöchste Vertrauen, nicht nur in einzelnen Angelegenheiten, sondern im Allgemeinen — eingebüßt. Gerade in diesem Punkte wäre eine etwas größere Deutlichkeit und Ausdrucksfähigkeit wünschenswert gewesen. Zuß von einem solchen Manne wie Welecke hätten wir erwartet, daß er die volle Wahrheit sagen und die Ur sachen darlegen werde, warum in die Regierung das Vertrauen der Krone „im Allgemeinen“ verlor. Ein Mann, der so wie er Rücksicht und Unerschrockenheit vor dem Thron bewiesen, sollte auch den Muth „nach Unten hin“ bethätigen und offen Alles zur Kenntniß der Volkvertretung bringen, Alles, was vorgefallen. Den Ruhm Weleckes hätte dertel kaum beeinträchtigt, vielleicht

wir sie verstehen, wäre auch in Paris nicht am Platze, würde herausspringen aus der stilistischen Geschlossenheit, aus dem in sich selbstig und Elegante fortentwickelten Stil der französischen Renaissance. Dies konervative Feilhalten am Stil durch Jahrhunderte hindurch hat dieser Stadt das Bild so großer Einheit und Festigkeit gegeben. Keine Stadt Europas, die in ihrem Aeußeren wie im Inneren so konservativ wäre, wie dieses scheinbar so neuerungsfähige Paris, wie diese pompöse Arena der nur durch Waffenpausen getrennten Revolutionen.

„Wer aus anderen Städten, und besonders aus Berlin, hierher kommt, zum ersten oder zum hundertsten Mal, der muß, glaube ich, jedesmal überalst sein von diesem konservativen Zuge im Pariser Charakter. Wenn er die schönsten Bauwerke, die mittelaltliche Straßenbeleuchtung, die jatalen Vorbereitungen der Lohnhäuser, die winkligen und bei Feuergefahr tödlichen Theater, die vorzintflutigen Omnibusse und Tramways, den Schmutz in den Seitenwegen, die ungemüthlichen Restaurants und die wenig sauberen Wirtshäuser mancher Behörden zu Gesicht bekommt, kann er schon erkennen: Das ist die Stadt des ewigen Fortschritts, des „marche en avant“?

„Und dann möchte ich ihn bitten, mit mir zu kommen, für einen halben Abend, ins Théâtre Français. Man spielt Angiers, „Fils de Guyon“, über den man sich vor dreißig Jahren in Brochüren ergehen und bescheiden konnte... ich verleihe nicht mehr recht, warum. Andere Zeiten, andere Brochüren.“

„Es ist ganz gleichgültig, was man spielt, nur darf es nicht von Jölen, von Hauptmann, mit einem Wort, nichts, was hier stillwüdig wäre, sein. Dieser alte Rassen — ist es nicht ein alter Rassen! — mit feinen prunkvollen Thüren, Treppen, Gängen, den schmalen Logen, dem feinen gestopften Parquet, warum ist er so wunderwüdig? Und in den alten Logen und in dem engen Parquet die moderne Gesellschaft, das Wodensitz vom Wodensitz, die Feiur und die Schuchtschneid und das Parfüm und die Krabatte nach dem letzten Journal — und doch das Ganze in einer Stimmung und eigentlich ohne Widerspruch und Konflikt. Warum?“

„Dann wird auf der Bühne gespielt. Ein altes Stück, Gefühle von vorgehen, Phasen aus der Kumpfkammer, Wahrheit, Liebe und Heuchelei antiquarisch. Und in dieses alte Wissen hineingelegt moderne Schauspielerei und Schauspielern in Toiletten von 1894/95, aber mit einem Spiel, von dem man nicht weiß, ist es von 1864 oder von 1894? Und das man nicht weiß, daß man hier etwas Verbindendes sieht, das ist das große Geheimnis dieser Kunst, das große Geheimnis dieses Theaters, das große Geheimnis von Paris. Denn das Verbindende zwischen der Vergangenheit und Gegenwart, was in Paris eben immer genahet geblieben ist, ist ja nichts anderes, als die Tradition, die nie verloren gegangen, überall so flüßiger gebaute Tradition. Diese Tradition hat keine furchtbaren Kontraste aufkommen lassen und so geschieht das Wertwüdigste, daß die modernen

so gar noch erhöht, seinen Verdiensten wäre kein Abbruch gegeben, wenn er der liberalen Partei, die sich selbst jetzt wieder gefunden, ein wenig den Spiegel vorgehalten und auf gewisse Vorgehänge im Schooße des Kabinetts, auf zahlreiche, aller Welt bekannte Ereignisse des letzten Jahres unbedenklich angepielt haben würde. Damit, daß er sagte, Gründe der Demission könne er nicht angeben, weil die Krone nicht verpflichtet sei, es zu motivieren, wenn sie Jemanden das Vertrauen entziehe, hat Welecke den Kernpunkt gefaßt, umgangen, aber nicht um eine Motivierung durch die Krone handelt es sich, sondern um ein freiwilliges, marmhartes Bekenntniß Desjenigen, der es sonst an Mannhaftigkeit und Feinmuth wahrlich nicht hat fehlen lassen.“

„Doch sei es darum. Die vorstehenden Bemerkungen drängen sich uns, die wir in der fraglichen Richtung mancherlei wissen auf, und wir müßten sie vorbringen. Im Uebrigen jedoch wiederholen wir, was wir schon öfter gesagt: die Krise in Ungarn hielt sich würdig und streng konstitutionell ab. Kaiser Franz Joseph thut reichlich das Seine dazu, und unsere, allen gemeintlichen Angaben gegenüber festgehaltene Meinung wird sich bestätigen: Es kommt zu ein Systemwechsel, das liberale Regime bleibt, wenn nur die Staatsmänner und die Parteien in Ungarn dem Kaiser genehm, was des Kaisers ist“, wozu heute bereits die Meinung vorhanden zu sein scheint.“

„Wie die Pol. Korr. aus zuverlässiger Quelle in Erfahrung gebracht hat, erachtet der überwiegende Theil der von dem König in der Oesterreichischen Monarchie übernommenen Persönlichkeiten die Berufung Koloman Szécs zu Kabinettsbildung als das geeignetste Mittel zur Schaffung einer dauerhaften Regierung. Die Abneigung dieses Staatsmannes gegen die Lebensweise dieser Aufgabe ist allerdings noch nicht geschwunden und seine — eine tiefgreifende Umgestaltung der parlamentarischen Verhältnisse bedingenden Forderungen sind un verändert geblieben. Es ist aber nicht unmöglich, daß die Umstände der Entwicklung der Dinge zu dem Punkte drängen werden, wo es sich als ersprießlich erweisen wird, diesen Bedingungen zu entsprechen. Die liberale Partei ist weder unwüdig noch abgeneigt, den Konstitutionspunkt für weitere Gestaltungen zu bilden. Sie wird aber keinesfalls sozujagen einen Selbstmord begehen und sich auch nicht durch inneren Zwiespalt schwächen.“

Budapest, 30. Dezember. (W. A. B.) Der König empfing heute in Privatanzug den Patriarchen Brankovitsch sowie die geordneten Fürstlichen, Dravany, Theophil Sabini, Graf Andreas Bethlen und Baron Carl Huzar. Morgen früh begibt sich der König nach Wien; der Zeitpunkt seiner Rückkehr nach Budapest ist noch unbekannt.

„Ueber die Absetzung des Generalgouverneurs von Indo-China, de Lanessan, werden Pariser Aepfchen nunmehr folgendes: Bei der in Folge der Wershaltung Canibets in der Redaktion des „Paris“ vorgenommenen Haus sührung wurden, wie verschiedene Blätter melden, Briefe und Artikel des Herrn de Lanessan gefunden, zu welchen vertrauliche amtliche Dokumente beuzt waren. Der Untersuchungsrichter Doffier übergab diese Papiere der Regierung, worauf die Absetzung de Lanessans erfolgte. In dem Briefe erwidert Lanessan dem Redakteur Canibet, ein Zeitungshändel mit der Herbeiführung von Kapitalien für Konkin zu gründen. Die Blätter sprechen sich über die Ernennung Koujeaus zum Generalgouverneur von Indo-China günstig an.“

Vom Kriegsschauplatz in Ostasien.

In Hiroshima, der augenblicklichen Residenz des Kaisers von Japan, sind amtliche Berichten des Generals Katayama eingetroffen, welche weitere Einzelheiten über das Gescheh von 19. d. M. bringen, aus denen hervorgeht, daß der Kampf ein weitläufiger war und daß eine starke chinesische Truppe in der Gegend von Mukden steht. Am 18. Abends bemerkte die japanische Flotte unter General Otsu auf eine Entfernung von zwei Meilen eine Vertheilung chine-

Avantkarden in das alte Haus passen, und doch der alte Ruf... gegen ein modernes Prunktheater, etwa die Wiener Burg, sich ausnimmt wie eine sicherbare, lachende, ungeschmückte Fassade gegen das Aufgehoben oder eine ihrer Schwelmen, die mit Lauten... auf den diesen Fingern zur Rede: kommt.

Das vielleicht gerade nicht Paris seinen merkwürdigen Charakter: das ganze, konervative Festhalten am Alten, an der Ueberlieferung, die langsame, ruhige Fortentwicklung der Tradition — und laut daneben die nervöse, aufgeregte, schwindende Sehnsucht nach neuen Sensationen. Der alte Rahmen bleibt... ein knäuelhaftes distinguierter, hier und da etwas angegriffener, französischer Renaissancecharakter — aber in dem Rahmen wecheln die Bilder. Oder wecheln sie nicht — sind sie gar nicht so verschieden unter einander, wie man glaubt und sagt, und die leichtfertigen Frauen und die unphysischen Männer, die der große Zeichner Ghert heute auf seinen Ballastischen malt, nicht nach dieselben, die einst in den Tagen Watteaus sich gen Chytere einschiffen?“

Der konervative Sinn der Pariser hat es zu Stande gebracht, daß die Quartiers, die Viertel von Paris, ihren alten Charakter gewahrt haben. Das Quartier latin ist seit alter Zeit das große, al der Studenten, ihrer Arbeit, ihrer Revolutionen und ihrer Liebe — Montmartre ist geblieben, was es war; das Viertel der Ballotale, der Boheme und der Zigeuner von beiderlei Geschlecht — aus Faubourg St. Antoine werden zu jeder neuen Straßenflucht die blauen Wolken heranzöhlen. Es hat keine Mißgehen zwischen den Vierteln gegeben und die Grenzlinien sind streng gewahrt worden. Die ganze Stadt war die Tradition und umbringt wahrlich sie jeder einzelne Pariser. Jeder Pariser hat Tradition — ich möchte sagen „Théâtre français“ am Leibe. Denn das Théâtre français bleibt der feinste Gegensatz der Tradition — das Wort „Tradition“, immer in einem Sinne verstanden, der besagt: Zusammenstimmung, Zusammenkunft des Alten und des Neuen.

Berlin ist in den letzten Jahrzehnten nicht nur eine neue Stadt geworden, sondern es hat, was mehr sagen will, eine Bevölkerung erhalten, die auch noch „so gut wie neu“ ist. Es ist unmöglich, daß die Berliner Bevölkerung, die aus allen Gemischtheiten des Reiches stammt, eine altberühmte Tradition wahren soll. Man kann sagen, daß Paris eigentlich noch immer aus denselben Herzen heraus handelt und empfindet, wie in früheren Jahrhunderten, während Berlin zu seinem Weltwüdigem Herzen — ich bin auf jeden Protest gefaßt — sehr viel verschiedene andere Herzen hinzugekommen hat, die nun auch mitwirken und mithandeln wollen und vielleicht auch heute noch kaum zu ein e m großen Herzen zusammengekommen sind. Und in dem Moment, wo in dem ungeschönten Selbstschmelzengel so die Herzen sich in einander finden, wo das südliche und nordische Fühlen der Stadt in ein einziges Weltwüdiges Fühlen aufgeht, wird auch bei uns die Tradition geboren.

sicherer Infanterie. Am 19. Morgens ging Otsu mit drei Bataillonen Infanterie, einer Schwadron Kavallerie und drei Kompanien Artillerie vor und stieß auf die chinesische Armee, welche, 10,000 Mann stark, unter General Sungling Kyanwatfai bereit hielt und eine starke Front bildete, deren rechter Flügel sich auf einen Wald stützte. Die Japaner eröffneten das Feuer, welches von den Chinesen energisch erwidert wurde. General Otsu, welcher an den Kommandeur des Hauptkorps Depeschen geschickt hatte, in denen er um Verstärkung bat, hielt bis zur Ankunft des Goos der Armee das Feuer aufrecht. Sofort nach Eintreffen der Verstärkungen wurde zum allgemeinen Angriff vorgegangen. Die Chinesen, denen 8 Geschütze zur Verfügung standen, wiesen den Angriff viermal zurück, schließlich jedoch, als die gesammte japanische Armee mit ihren Werten sich entwidelt hatte, waren die Chinesen gezwungen, den Rückweg anzutreten und gingen über den Kaofang zurück. Die Verluste der Chinesen belaufen sich auf 3,000, die der Japaner auf 1,200 Mann. Die japanische Armee, welche gattlich erig bereit halten mußte, ging noch in derselben Nacht dorthin zurück, nachdem sie in Kyanwatfai eine Garnison zurückgelassen hatte.

„Aus Baifangtiao verlaute: Nicht wenig Verwunderung hat hier das formelle Ersuchen der chinesischen Regierung hervorgezwungen, Präsident Cleveland möge ihr einen Staatsmann von anerkanntem Rufe begeben zur Hilfe bei den beginnenden Friedensverhandlungen. Der Präsident hat sofort John Foster, seinen früheren Staatssekretär, vorgeschlagen, nachdem er dessen Einwilligung erlangt hatte. Herr Foster ist bereits, wie ein Telegramm meldet, aber Vancouver nach Tokio abgereist.“

L. Peking, 30. Dezember. (Deutsche der Central News of Germany.) Lui-Aun-Si, der frühere Botschafter von Peking, ist zum Oberbefehlshaber der gesammten chinesischen Streitkräfte an Stelle von Si-Sung-Chang und Prinz Kunh ernannt worden. Die beiden letzteren sind vollständig in Linguads gefaßen.

Lokal-Nachrichten und Vermischtes.

Die Literatur im Norden. Ein Freund unseres Blattes, den der Zufall weit draußen im Norden der Stadt in einen Zeitungsladen geführt hat, mit dem eine Lesehalle verbunden ist, schildert uns in Folgendem die Beobachtungen, die er dort anzustellen Gelegenheit hatte.

„Ein kleiner, mäßig beleuchteter Raum — so schreibt er — nahm mich auf. Rechts stand ein kleiner Tisch, an dem zwei männliche Individuen mit in den Nacken gerichtetem Hinterrücken saßen. Sie gingen bald. An einem gewöhnlichen Tisch saß eine Frau, aufstehend die Gesichte des Zuhabers der Zeitungsbände, mit einem zweiten Weibe; Beide schienen ein Wanderspielchen abzuhalten. Zur Linken stand ein hohes Repostorium, auf welchem Stöße von Zeitungen und diverse literarische Schätze, so namentlich die in allen Regenbogenfarben gefärbte Polypographieliteratur ihren Platz gefunden hatten; dahinter ein Schreibisch, der zu allen möglichen Dingen, nur nicht zum Schreiben, benutzt zu werden schien. Ich gewahrte auf ihm einen Hendenkasten, Vorkleider und Stulpen, eine Willenkartenschale, einen Wecker, der mit tauntem Taktact den unaußfallenden Schritt der Zeit markirte, doch Linte und Feder sah ich nicht.“

Der Herr und Gbierter all dieser Herrlichkeiten, eine herrliche Gestalt, deren Haupt eine Art feinerer Wallonische schmückte, trat mir halb mit feumdriger Herabhaltung, halb mit würdevoller Zurückhaltung entgegen. Auf meine Bitte nach einem Berliner Tageblatt querte er dienstbeflissen und eifrig lachend freie Zeit in dem engen Räume umher, und übergab mir dann das Gewinliche, nachdem er vorher ein mildes Domerwetter auf das Haupt seiner Frau herabgewünscht, die ihm die Zeitungen immer in Unordnung bringe und in dem vorliegenden Falle gerade aus dem geschätzten Blatt Blatt genommen hatte. „Es sei das letzte Exemplar“, meinte er, „er habe fast ausschließlich feste Abonnenten, für den Einzelverkauf bringe er nur ganz wenige Abonnenten aus der Stadt mit, aber es seien ihm, meine Winliche befriedigen zu können. Ob der Herr Doktor gleich lesen wolle?“ Damit schob er den Tisch und mit diesem die anwesenden Vertreter des schönen Geschlechtes an Enden bei Seite, so daß der Zugang zum Sopha frei wurde, und nötigte mich auf den Chrenplatz des Hauses.“

„Ich kam seiner feumdrigen Einladung nach, theils weil es mir wirklich bequem war, vom Inhalt der Zeitung sofort Kenntniß zu nehmen, theils weil ich beschloffen hatte, den Mann in aller Eile einem Interview zu unterziehen. Die Frage nach dem Gang der Geschäfte ergab sich von selbst. Der Mann sagte über die flauie Zeit, in der kein Mensch Geld habe, seine Zeitung zu bezahlen, während er für seine Person auf das Einkünliche jeden Monat die Abonnementsbezüge bei den Expeditionen abliefern müsse. — Ob denn der Bedarf an Zeitungen hier in der äußersten Gbier, angeht, der zum Theil noch völlig unbewohnten Gbier, ein nennenswerther sei? — Nun, er sei für ein ziemlich reiches Gebiet der einzige Expeditur, fürchte aber für demokratische Parteileitung des Geschäftes, da die sozialdemokratische Parteileitung die Expedition des „Vorwärts“ vom 1. Januar ab an Verkraunensleute selbstständig verberge, und er so die Abonnements-Abonnenten verliere. So sehe er dann in dieser Beziehung nicht ohne Sorge in die Zukunft.“

„In der That, die Ansicht, die Abonnenten des sozialdemokratischen Centralorgans zu verlieren, mußte für den Mann seine besonders angenehme sein. Ununterbrochen öffnete und schloß sich die Thür und die Entwürden waren zum Theil Genossen und Genossinnen aller Altersklassen, die sozialdemokratischen Lesefloß begehren.“

„Ich fragte, wie es mit der politisch-belletristischen Sammel-literatur sehe, und erhielt die Auskunft: „Schwach, sehr schwach, nur was roth ist und billig, zieht bei uns. Hauptsächlich geht die Sache mit den Heften und der Selbstbiographie nach Weichachten wieder besser.“

„Hette? Selbstbiographie? Ich sah ihn fragend an. Der Zeitungshändler hatte nach der inzwischen erfolgten Entfernung seiner Damen vertraulich auf dem Sopha neben mir Platz genommen und wie jetzt mit dem Dammen auf die bunten Felder der Polypographieliteratur auf dem Repostorium vis-à-vis hin. „Sehen Sie“, meinte er, „das läßt ich mir gefallen, da liegt Thrille drin. Solche Sachen werden gelesen und auch gekauft, in die mache ich mein Hauptgeschäft.“

„Aber die Selbstbiographie?“

„Nun, das ist sie ja grade! Wer sie nicht neu kaufen will, leiht sich die Hefte, ich verberge sie, drei Hefte kosten immer einen Groschen Lesegeld. Und Sie sollen mal sehen, wie sie gehen! Da, den „Petersmann“ habe ich fünfmal vor-



Chefredakteur: Arthur Feyhohn.

Ueber die Ursachen der Seuchen und über die urfällige Bekämpfung und Heilung derselben.

Von Ferdinand Hueppe (Prag). (Nachdruck verboten.) VII.

Wenn ich mich immer wieder wegen meiner eigenen naturwissenschaftlichen Auffassung des Wortes „spezifisch“ auf früher Gelegtes berufen muß, so muß ich doch andererseits darauf hinweisen, daß die meisten bisher betrachteten Fälle von Seuchenfestigkeit, Impfschutz und Giftfestigkeit meist im Sinne der nichtwissenschaftlichen, ontologischen Auffassung der „Spezifität“ aufgefaßt werden. Eine „Spezies“ von Thieren, z. B. der Mensch ist natürlich seuchenfest gegen eine „Spezies“ von Mikroparasiten, der Impfschutz gegen die „Spezifischen“ Vorken kann nur durch „spezifisches“ Kolligat, die „spezifische“ Giftfestigkeit bei Diphtherie nur durch das „spezifische“ Diphtheriegift erworben werden, und deshalb muß der Körper „spezifische“ Gegenkräfte gerade gegen diese Krankheitserreger und gegen diese Gifte heberbergen.

Die logische Folgerung, wie sie z. B. Pasteur, Koch und Behring gezogen haben, ist denn auch die, daß man gegen jede „spezifische“ Seuche eine „spezifische“ Schutzimpfung oder eine „spezifische“ Giftfestigung vorzubereiten oder heilend benutzen muß. Die Mittel, welche man hierzu verwendete, wurden in den einzelnen Epochen verschieden aufgefaßt und darzustellen geht. Seitend blieb der schon 1633 von Robert Fludd, der auch Ursprung Schwindsüchtiger ein Heilmittel gegen Schwindsucht herstellte, und noch scharfer 1833 von dem deutschen Thierarzt Kur aufgestellte Grundfah, daß alle ansteckenden Krankheiten in ihren eigenen Aufsetzungsstoffen auch das Mittel zu ihrer Heilung tragen. Früher nannte man das „Sympathie“, jetzt nennt man es „spezifische Therapie“, um ja nur den Schein zu vermeiden, als hätte man etwas von den Früheren gelernt oder hätte gar Beziehungen zu den in der wissenschaftlichen Medizin etwas übel beleimenden Sympathie und Homöopathie. In Wirklichkeit ist es dasselbe in anderer Farbe. Kur hatte so beispielsweise gegen Hundswuth Hydrophobin, gegen Rachen Variolin, gegen Schwindsucht Pneumoglystin, — jetzt heißt es nach Koch Tuberculin, nach Klebs Antituberculin, — gegen Scharlach Scarlatin hergestellt. Der Hauptunterschied war aber der, daß das erste für den Hund, die anderen für die Katze waren, was auch durch Kochs Eingriffe nicht sonderlich geändert worden ist.

Spezifisch oder genauer isopathisch ist die Schutzimpfung, wenn man Milzbrand durch Vorimpfen mit abgeschwächten Milzbrandbacillen zu verhüten sucht, spezifisch aber auch, wenn man die Vorimpfung mit den angeblichen Stoffwechselpro-

dukten dieser Bacillen vornimmt, spezifisch auch, wenn man sie mit Serum der spezifisch geimpften Thiere vornimmt. Das Spezifische der Schutzimpfung liegt angeblich nur in der „Spezifität“ der Klemparasiten. Dem gegenüber hatte ich schon früher wie behauptet, aber ohne besonderen Erfolg, und erst in der letzten Zeit kräftig unterstützt durch zwei jüngere Berliner Ärzte, Gottstein und Schleich, darauf hingewiesen, daß diese Art von Spezifität noch viel mehr davon abhängen muß, daß im Menschen, wenn er durch Schutzimpfungen getroffen wird, diejenigen spezifischen Organe, Gewebe und Zellterritorien oder Zellen durch die Schutzstoffe gereizt oder erregt werden müssen, welche überhaupt für die betreffende Seuche in Betracht kommen, worüber ich im ersten Abschnitt einige Angaben gemacht habe. Ebenso gut, wie die Bakterien in Arten getrennt werden können, muß man auch Unterschiede der Zellen der einzelnen Arten von Wirthen, aber auch von deren Organen und Geweben festhalten; die Leberzelle ist eben nicht nur Zelle, sondern gerade auch Leberzelle, und die Leberzelle eines Hundes ist nicht nur Leberzelle, sondern gerade Leberzelle des Hundes. Was den Bakterien recht ist, ist den Zellen nur billig. So kann man zum Beispiel Schafe leicht gegen Wundmilzbrand schützen, während sie noch dem Darmmilzbrand erliegen, wie es Koch bewiesen hat; so erliegen nach Pasteur Kaninchen, welche gegen Hundswuth von der Haut oder von Wunden aus geschützt sind, wenn man das Gift direkt ins Gehirn impft; so können Säugner, wenn sie in einen Brustmilch mit Bakterien von Säugnercholera, oder Tauben, wenn sie in gleicher Weise mit Menschencholera geimpft sind, nach Verletzung von mir und Salus auf dieser Seite nachher nicht erfolgreich infiziert werden, während eine Infektion in dem Brustmilch der anderen Seite haftet; dann kommt ein Stadium, wo auch dies nicht mehr gelingt, wo aber direkte Einföhrung in die Blutbahn noch den Tod herbeiföhrt. Meerfchwammchen, welche von der Bauchhöhle aus sich gegen Cholera immunisirt sind, erliegen der Infektion vom Magen aus, als ob nichts geschehen sei. Wenn Kaninchen an dem Ohr oder der Schnauze des Auges einer Seite so geimpft sind, daß auf dieser Seite eine weitere Infektion nicht mehr haftet, erliegen sie nach Köster noch der Infektion an Ohr oder Schnauze der anderen Seite.

Die Schutzimpfung erfordert Zeit und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Schutzstoffe erst auf bestimmte Körperzellen des Menschen als Reize ausüben oder erregen einwirken müssen. Der Impfschutz wird nur durch Vermittlung der Körperzellen des Menschen erworben. Dasselbe gilt von der Giftvergiftung oder Giftfestigkeit. Solche durch die Beeinflussung der Körperzellen erreichten „aktiven“ Schutzimpfungen und, wenn auch in etwas geringerer Grade, derartige „aktive“ Giftfestigungen halten dann aber auch Monate und selbst Jahre lang vor, weil sie eben nicht mehr von dem vorübergehend bacteriellen Eingriffe,

sondern von dem dadurch erworbenen Zustande der Körperzellen abhängen. Diese sind es, welche in ihrer verhältnismäßigen großen Unabhängigkeit von wechselnden Ernährungsbedingungen ererbte oder erworbene Eigenschaften festhalten und dadurch auch ein längeres Gleichbleiben der Eigenschaften der mit ihnen in Austausch stehenden Körperzelle und des Blutes ermöglichen. Ohne Zwischenreten von Zellen entledigen sich die Säfte sehr schnell fremder Stoffe durch Auscheidung durch Darm, Magen, Nieren, Haut, oder durch Oxydation oder chemische Bindungen, so daß dauernd neue Eigenschaften nicht durch die Säfte allein erworben oder erhalten werden können. Der Wirthsorganismus, der Mensch reagirt mit seinen Zellen auf den Reiz derjenigen Bakterien oder Bakterienproteine oder Bakteriengifte, mit welchen man seine Widerstandsfähigkeit gegen Parasiten oder Parasitengift erhöhen will, um ihn in den Zustand des Impfschutzes oder der Giftfestigkeit zu setzen. Die Bakteriologie hat die Zellulärpathologie kräftig unterstützt, was den Ansichten Behrings gegenüber nicht scharf genug hervorgehoben werden kann.

Welche Kräfte stehen dem menschlichen Körper zur Verfügung, um sich der Parasiten und ihrer Gifte zu entledigen? Es handelt sich dabei um die Vernichtung und Beseitigung forpferlicher und lebender Elemente und um die Beseitigung oder Vernichtung von gelösten Substanzen. In diesem Sinne kann ich die einseitigen Gifte kurz als gelöst betrachten, wenn dies im physikalischen Sinne auch nicht ganz richtig ist; man bezeichnet den Zustand, in dem sich Gifte in Lösungen befinden, als Mischlösung oder Quellung im Gegenfah zu der Lösung von Salzen. Außerdem muß man wissen, daß das Gifte in lebenden Körper, welches man im Gegenfah zu dem toden Gifte auch als genuin oder aktiv bezeichnet, viel komplizierter ist als das tode Gifte. Es ist labiler aufgebaut, es zerfällt deshalb auch leichter, wandelt sich leichter um und überträgt dadurch seine Wirkung auf andere labile Körper; es kann leicht erwidert wirken, auslösende Ansätze übertragen. Ähnliche Wirkungen kennt man schon lange an den einseitigen Verdauungsfermenten, und im Blutserum und den Gewebeföhren hat man schon früher solche Fähigkeiten beobachtet, die man kurz mit der Fermentfähigkeit auf eine Stufe stellte. Kommen umgekehrt fremde derartige aktive Körper in das lebende Blut, so kann dasselbe mehr oder weniger abnorme Lösungen eingehen. Die Bakteriengifte gehören nun in dieselbe Gruppe der aktiven Körper. Diese Wirkung der Aktivität der Bakteriengifte und der Fermente kann in Lösungen durch Erwärmen aufgehoben, durch antiseptische Mittel, wie Karbolsäure, Kreosol, Chloroform einige Zeit beahrt werden, während im trockenen Zustande die Wirkung durch andere Agentien überhaupt weniger beeinträchtigt wird. Ist die Aktivität durch Erwärmen aufgehoben, so kann man sie nach Scholl allerdings unter Umständen durch chemische Eingriffe auch in Lösungen wiederherstellen, doch ist es zunächst wichtiger,

„Grog américain.“

Von Justus van Maurik Jr. (Nachdruck verboten.) Aus dem Holländischen übersetzt von E. O.

Es ist Sonntagmorgen und so still in dem Städtchen Binnenhof, es ist eben nur in einer kleinen Provinzialstadt vor Beginn der Woche kein kann. Die Straßen der noch warmen und kräftigen Herbstsonne ähneln durch die gelblichen Blätter der Ulmen und tauchen den langweilig heißen, einträglich geformten Dachziegel des Hauses, dessen erste Etage die Familie Pieterfen bewohnt, in warme Gluth. Unten wohnt der Hausbesitzer, Herr van Dwyff, Besitzer einer Strumpf- und Wollwaarenhandlung, die aber heute — des Sonntags wegen — geschlossen bleibt, denn van Dwyff ist sehr konservativ und überdies Stabilitätsfaher.

Er steht seinem Hause ähnlich: glatt, altförmlich, robust und sehr gut konservirt. Sogar unter einer Zypfelmütze würde sein Gesicht nichts von seiner steifenem Grandezza verlieren. Seine Frau ist weniger kräftig gebaut; ihre überförmliche Figur wirkt beinahe komisch, und ihrem kräftigen Gesicht, das unter der schwarzen Haube hervorhaukt, dünne etwas weiche Farbe nicht schaden.

Wie gänzlich verschieden sie auch äußerlich sein mögen, so ähneln sich die Ehegatten doch vollkommen, was ihre geistigen Eigenschaften anbelangt, denn sie wetteifern in dem, was man so Biederkeit und Anstand zu nennen pflegt.

Herr und Frau van Dwyff nehmen jedoch in dem kleinen Städtchen hinter dem Bode ihr Föhrländ ein; heute, dem Freitag zu Ehren, sind sie etwas später angekommen als gewöhnlich und gedenken dem Gottesdienste um 11 Uhr beizuwohnen. Frau van Dwyff hat schon ihr Gesangsbuch mit dem goldenen Schloß zurechtgelegt, daneben ein sauber gefaltetes Taschentuch und ein Niesstüchlein. Kopfküßelchen schenken die Ehegatten abwechselnd nach der grandgezüglichen Zimmerbede: „Denn ist heute wirklich wieder ein ganz unwerthlicher Vorn.“

„Es ist nicht anzufallen,“ sagt van Dwyff mit seiner feierlichsten Stadterborenenstimme, während er eine halbe Käsestulle in den Mund schiebt, und laudend läßt er folgen: „Zuerst das Kuchen und das Gesänge der Kinder und nun dieses fortwährende Hin- und Herlaufen, pu!“

„Es ist wirklich ein Standa, am Sonntag,“ haucht seine Frau, die nie Mutterfreuden gefannt hat.

„Ja, höchst unpassend,“ antwortet der Strumpfhändler. „Fürchterlich! Du müßtest Dich doch einmal darüber beschweren, van Dwyff!“

„Natürlich! — willst Du mir noch ein Ei geben, Frau? — gestern sprach ich den neuen Geistlichen, welcher zum Januar hierher kommt; die Wohnung schien ihm sehr zu gefallen und...“

„Ich möchte die Bel-Étage viel lieber an einen Geistlichen als an solch einen Verführungsamenfchen vermieten, — hier hast Du noch eine belegte Stulle...“

„Danke schön.“

„Zum November läßt Pieterfens Miethscontrakt ab und — hdr“ doch das Getrampel...“

„Ja! — bitte, reich mir den Käse!... überdies will der Pfarrer 50 Gulden mehr Miete zahlen — nein! ich danke für Zwiebad!“

„Willst Du noch Thee? — nein, wie das bedröhnt! — Wer mag da oben nur so laut aufstehen?“ — Seufzend richtet Frau van Dwyff sich auf und sagt salbungsvoll: „Wenn wir zu meiner Zeit gewagt hätten, den heiligen Sonntag durch solch einen Sveltadel zu entweihen, dann wären wir in den Nachmittags- und Abendgottesdienst geschickt worden, um stilligen zu lernen.“

„Es wäre wirklich zu wünschen, daß diese Pieterfens etwas fiedlicher gesinnt wäre und... nein! nun wird es aber entscheidend zu arg — die Kinder freizehen förmlich, ich möchte noch ein Ei haben — danke schön!“

Kopfküßelchen läßt van Dwyff sein Ei aus, und seine Frau feuft, als gälte es, einen Stein zu erweichen.

Am dieselbe Zeit sitzen fünf Kinder an dem Frühstückstisch in einem Hinterzimmer der ersten Etage. Frau Pieterfen, eine junge, blühende Frau mit freundlichen, blauen Augen und einem anmuthig lächelnden Munde, hat die Jugend mit den nötigen Stullen und mit Milch versehen, nimmt nun die Kinderstübel von „v. Schmidt“ zur Hand und schlägt sie auf der Stelle auf, wo das Belegen vom vorrigen Tage liegt.

Das Älteste der Kinder, ein etwa zehnjähriger Junge, steckt ein Stüchlein seines Bettvorbedes nach dem anderen in den Mund, und sein Schwefelroten, nicht viel jünger als er, nascht den Honig von dem Thronen, ohne daß die Mama es bemerkt.

Pöhllich zieht das kleine Mädel die Fingerzehen zurück, denn Mama hat aufgehaukt und gesagt: „Zerst kein, Kinder!“

Sämmtliche Spröhlinge des Hauses Pieterfen beugen augenblicklich den Kopf, und „Der Herr segne unser Speis und Trant. Amen“

läßt sich fünf Mal, immer unbedenklicher und schneller, dem verschiedenen Alter der Kinder ausweichen, vernehmen.

Das Signal zum allgemeinen Aussturm ist gegeben; die fünf Mädeln setzen sich in Bewegung, und der jüngste dreijährige Sohn stopft das feine so voll, daß seine Augen vor Anstrengung ganz groß werden.

„Hänschen, nicht so stoßen — Paulinchen, grade sitzen!“ ruft Frau Pieterfen, stellt einen Eierbecher mit einem Ei neben einen noch unberührten Teller und sagt dann:

„Karlen, sich! mal nach, ob Papa nicht fertig ist, aber komm gleich wieder!“

Karl, der Älteste, nimmt schnell noch einen Bissen Brod, trinkt einen Schluck Milch dazu und verläßt das Zimmer. Inzwischen macht seine Mutter Anstalten, ihren Kindern neben der leiblichen Nahrung auch die geistige von „v. Schmidt“ zu verabfolgen.

Gleich darauf kommt Karl zurück und setzt sich, ohne ein Wo... zu sagen, wieder an den Tisch.

„Nun?“ fragt Frau Pieterfen.

„Papa zog eben seine Weste an.“

„So? Und was sagte der Papa?“

„Was, daß Du fortkommst!“ — Karlen grinst, immerfort laudend.

„Um! So! Nun fühl still, Kinder, und hör zu!“

Frau Pieterfen giebt noch eine Tasse Thee ein, stellt dieselbe neben das Ei und fängt dann an vorzulesen: von den Kindern Israels, die in Ägypten durch Pharao unterdrückt wurden.

„Weißt Du vielleicht noch, Marie, ob ich Dir gestern Abend, als ich nach Hause kam, gleich etwas gesagt habe?“ fragt Herr Pieterfen, in einer bequemen Hansföhre eintretend.

„Ja?... aber mein Lieber, wir sind eben beim Lesen!“

Herr Pieterfen gähnt mehmal, fährt sich dann wiederholt mit der Hand über die Augen und sagt, etwas kurz angebunden:

„Weißt Du denn gar nichts davon, Marie?“

„Absolut nichts,“ King's etwas verwundert zurück, und Frau Pieterfen legt ihren Theeteller als Belegen auf das Buch.

„Nun waren die Kinder Israels mitten in dem rothen Meere,“ waren die letzten Worte, die sie las, und die Kinder Israels kommen nicht weiter, denn Frau Pieterfen sieht lächelnd nach ihrem Gatten hinüber, welcher ebenföhllich sein Taschentuch herorgeholt hat und, ihre den Knoten darin zeigen, verdrießlich wiederholt: „Kannst Du Dich denn gar nicht darauf besinnen?“

„Weißt Du, ich frage es deshalb,“ und er bewegt den Knoten vor ihren Augen hin und her. — „Weißt Du wasföhlig nichts davon?“

festhalten, daß schon leichte Eingriffe, wie mäßiges Erwärmen oder Säuren, die Aktivität aufheben.

Der Körper besitzt kraftig die Fähigkeit, sich der Batterien und ihrer Gifte zu erwehren, wobei zu beachten ist, daß bei einzelnen Giften die Gifte, bei anderen die Batterien selbst in der Wanderzelle treten. Die Ursache, daß der Mensch mit Batterien fertig werden kann, vor sehr vor Jahren von M. Krause und Geiselen ermittelt worden, indem sie viele Fräuleinbatterien direct ins Blut einspritzten, die sie dann nach kurzer Zeit nicht mehr finden konnten. Seit 1883 war dann Mechnitoff bemüht, nachzuweisen, daß die als weiße Blut oder Eiterkörperchen bekannten Wanderzellen sich nach dem von Eiter bedrohten Orte begeben und diese fremden Batterien als „Freijeller“ oder Phagozyten in sich aufnehmen, tödten, verdauen und so für den Menschen unschädlich machen. Schon früher kannte man die Fähigkeit dieser Wanderzellen, überhaupt fremde todt körperlche Elemente in sich aufzunehmen, dieselben aus Blut und Säften zu entfernen und dadurch Blut- und Stoffbahnen frei zu machen und zu halten. Es entstand deshalb die Frage, ob die Wanderzellen überhaupt die lebenden Batterien tödten, oder ob nicht vielleicht andere Kräfte die Batterien tödten und die Wanderzellen nur die abgetödteten Batterien wie andere Fremdkörper zum Freiwerden der Stoffbahnen entfernen. Schon 1884 hatte Grolmann gefunden, daß zellfreies Blut Pilze und Batterien vernichtet, was 1887 von Fodor von Neum beobachtet und mit der Zeit in vielfach veränderten Versuchen immer wieder ermittelt wurde, und von Buchner war festgestellt, daß auch getrocknetes Blut, dessen Wanderzellen ganz unwirksam gemacht sind, fast ebenso schnell Batterien tödtet wie frisches Blutserum. Hiernach kann auf jeden Fall das Blutwasser allein rein chemisch Batterien tödten, und im Blutwasser findet sich die „aktive“ Eiweißkörper, welche als Schutzstoffe oder Lyzine wirksam sind. Aber diese activen chemischen Schutzstoffe des Blutes und der Säfte können auch Batterien gifte unwirksam machen. Man schließt dies daraus, daß, wenn man actives Blutwasser außerhalb mit activen Batterien zusammenbringt, die Giftwirkung geringer wird oder ganz aufgehoben zu werden scheint, während in Blute innerhalb des Organismus auch Bindungen und Verbrennungen oder andere Umwandlungen bei dem Unschädlichmachen und Entfernen der Gifte thätig sein dürften. Auch in den Nerven besitzt der Organismus in eigenenthümlicher Weise ein Mittel, Batterien zu tödten und das Gifte zu beseitigen, was vielleicht im Darm in Betracht kommt. Im Darm werden durch dessen ausleitende Zellen oder Epithelien aber auch Verdauungsproteine, welche bei unmittelbarem Eindringen in die Blutbahn Giftwirkungen zeigen, durch Rückverwandlung in Eiweiß unschädlich gemacht.

Der Organismus verfügt demnach über verschiedene, in den einzelnen Organen, Geweben oder Zellen verschiedene ausgebildete rein chemische Mittel, um fremde aktive oder fermentartige gelöste Gifte unschädlich zu machen, aber in den Säften gelöste Mittel, welche auch Parasiten abtödteten und tödten können. Aber im lebenden Körper können sich trotzdem die Wanderzellen betheiligen, indem sie Stoffe auscheiden oder absterbende Stoffe in die Säfte abgeben, welche dann im Blute und den Säften als active Eiweißkörper auftreten, also ähnlich zu Stande kommen wie die Verdauungsproteine in den Verdauungszellen. Auch die Zellen der blutbereitenden Drüsen dürften in ähnlicher Weise in Thätigkeit treten. Ungefragt hat Fischer ermittelt, daß, wenn sich zu viel Wanderzellen auflösen, das Serum, welches vorher Batterien tödtete, nachher zu einem guten Nährboden für dieselben wurde, so daß wir schon allein von diesem Standpunkte alle Uebergänge von Seuchenfestigkeit bis zu hoher Krankheitsanlage finden. Aber außerdem wurde auch von mir die Grundthatigkeit von Mechnitoff bestätigt, daß Wanderzellen auf lebende, vollkräftige, krankheitsregende Batterien in sich aufnehmen und dadurch für den Organismus unschädlich machen.

Die Widerprache dürfte deshalb nur scheinbar sein, weil man zu schnell verallgemeinert hat. Die Betheiligung der Gewebezellen, der Wanderzellen und anderer mechanischen Hilfsmittel, dann aber auch die Betheiligung der Schutzstoffe (Lyzine) des Blutes und der anderen chemischen Schutzmittel dürfte wohl in den einzelnen Fällen verschieden stark entwickelt sein und je nach der Art der Gifte verschieden in Thätigkeit treten. Die Natur ist selten so einseitig wie ihre Beobachter. Auf jeden Fall verfügt der Organismus

des Menschen an sich über kräftige zelluläre und von den stabilen Gewebe- und den beweglichen Wanderzellen mittelbar oder unmittelbar abhängige chemische Abwehrkräfte, welche ihn befähigen, mit Saprophyten, aber auch mit Parasiten und deren Giften fertig zu werden. Das ist an sich nichts appartes, „Spezielles“, sondern nur soweit spezifisch, wie man überhaupt Arten und Klassen, Organe und Gewebe unterscheiden kann. In diesem allgemeinen Sinne müssen einzelne Arten von Kleinlebewesen in nähere, andere in entferntere oder gar keine Beziehungen zu dem Menschen treten können. In diesem Sinne erscheinen die qualitativen Abweichungen oft deutlich als nur quantitative Veränderungen oder Verschiebungen einiger Grundwirkungen, die allen Zellen qualitativ gemeinsam sind. Das Qualitative ist im Grunde nur eine Bequemlichkeit in unseren Vorstellungen aus den Schwächen unserer subjektiven Erkenntniß, wie wir anthropocentrisch Licht und Elektrizität genau so ohne innere Notwendigkeit unterscheiden wie Tuberkulose oder Diphtherie. Kann man sich dies vor Augen, so kann es kein großes Unglück des Menschen gegen krankheitsregende Batterien etwas „Spezielles“ hat, daß sie von Natur gegen einzelne Arten von anderer Art sind, gegen andere fehlt. Es ist das ein allgemeines, eine Umkehrung der Thatfachen.

In viel höherem Maße scheint jedoch das „Spezielle“ bei dem feinsten Schutze vorhanden zu sein. So hatte Mechnitoff gefunden, daß vor der Schutzwirkung gegen die Mischgifte die Wanderzellen der Verdauungszellen die Mischgifte nicht aufnehmen, nach der erworbenen Schutzwirkung der Wanderzellen als spezifisch erworben sein, was also sowohl durch die Auffassungsbereitschaft dieser kleinen Kerne ein sehr gutes Zeugnis ausstellen würde.

Auch für die Säfte soll dies allein gelten. In diesem Sinne hatte Ferran, der bald nach Entdeckung des Komma-bacillus in Spanien seine viel beherrschten Impfungen gegen Cholera ausgeführt hatte und in Deutschland nur abspredend beirrhelt worden war, das Serum von Choleraerkranken zu einer schon von von Evielen im vorigen Jahrhundert geäußerte Idee angeregt, indem Letztere gemeint hatte, nach Scharlach sah es so aus, als enthielte der Mensch ein Gegenmittel gegen das Scharlachgift. Der Physiologe behauptet allerdings, die Sache sei noch älter, und Horaz hätte mit seinen Worten „sero medicina paratur“ vorweg gewußt, daß die Medizin aus Serum hergestellt wird.

Da das alles vergessen war, erschien es wie eine ganz neue Entdeckung, als 1891 Bering und Kitato mittheilten, daß, wenn man Thiere mit Diphtherie- oder Tetanusstoffen geimpft habe, die geschätzten oder immunisirten Thiere in ihrem Blutserum die Fähigkeit erworben hätten, das „spezifische“ Gift innerhalb und außerhalb des Körpers zu zerstören, also die gegen Diphtherie geschützten Thiere nur das Diphtheriegift, die gegen Wundstarrkrampf geschützten Thiere nur das Starrkrampfgift. In Wunde war scheinbar nach und in Folge der „spezifischen“ Schutzimpfung oder genauer nach der mit Stoffwechselprodukten, d. h. mit Proteinen und Giften bewirkten Schutzimpfung und Giftimpfung ein absolut neuer Körper vorhanden, der als spezifisches Gegenmittel oder Gegenmittel aufgefaßt wurde. Da diese neuen Körper angeblich ganz ungiftig, also kein Gegenmittel sein sollten, und Gegenmittel nicht gegen Gift wirken sollte, so erhielten sie den fomsichen Namen Anti-Körper. Auch bei Giftimpfungen mit eiweißartigen Pflanzenstoffen soll die Gendämmung darin bestehen, daß sich im Blute solche ungiftigen Anti-Körper finden, also sie es neutralisiren. Sollte man vielleicht später auch bei Nicotin ein Antinicotin, bei Alkohol ein Antialkoholin oder bei Arsen ein Antiarzenin finden? Vorläufig genüge das vollständige Wissen vor allem, was man über Giftimpfung und die Betheiligung von Organen, Geweben und Zellen bei einer wunderbaren Immunopathologie zu bringen, bei der die bekannten Lebensbedingungen von Lebewesen, wie es die Zellen sind, zu einer Myxide der Art umgewandelt wurden.

[Ein achter Akt folgt.]

Der letzte Maori-König.

(Eine persönliche Erinnerung.)

von Karl Blind.
(Nachdruck verboten.)

Die Wander-, Helben- und Götterfagen der Maori sind mehrfach gesammelt worden. Doch mag es immerhin von Nutzen sein, in kurze zu zeigen, wie sich die Erinnerungen daran in Stoffe eines in europäische Bildung übergegangenen Eingeborenen malen. Als wir Taniao und seine Begleiter haben, veranlagte man die übrig geliebene Zahl seines Volkes nur noch auf 44,000. Nach der letzten Zählung von 1891 waren es ihrer bloß 41,993. Bald wird der Rest ausgetrieben oder mit Aufstößen vernichtet, Sprache und Sage dann erloschen sein.

Über die alte Religion seines mehrwürdigen und, wie alle Kenner berichten, hochbegabten Volkes — schreibt Karl Sauer — theilt mir der Säufling Wiremu Te Wheoro Folgendes mit, was theilweise Bekanntes ergänzen oder richtigstellen, theilweise auch Neues bieten mag.

Ihre Hauptgötter sind: Rangi, ein männlicher Gott, der den Himmel bedeutet; und Papa, eine die Erde bedeutende Göttin. Von ihnen stammt, nach dem Ausdruck des genannten Maori, alle Welt; ab; d. h. wohl: alle menschlichen Wesen. Außerdem giebt es eine Menge anderer Götter, Schöpfer von Allen, was sich in der Natur findet. Ein einziges höchstes Wesen nehmen sie nicht an. Im Allgemeinen betrachten sie die christliche Religion („Wapapano“, wie sie sie nennen) als eine mehr pilzartig aufgedrosene, im Vergleich zu ihrem eigenen Glauben, dessen Ursprünge sie ins gemessene Alterthum verlegen.

Weiter berichtet der Gedanke stark vor, daß nach dem Tode die Geister ihrer Säuflinge nach Rangi (dem „Sprung-Ort“) fahren. Das ist ihr Wort für die Unterwelt, die ihr äußerste Nordende ihres Landes, gefehlt wird. Dort gehen die dahingegangenen Säuflinge in's Gewässer ein, indem sie sich an den Lothenhaft vorhandenen Seelengarn an Her in die Unterwelt, in's Lobenreich, hinabfallen.

„Sie glauben auch an einen bösen Geist — gleich jenem Satan“ sagt Te Wheoro — „den die Hine-Nui-Te-Wa heißen. Der große Held ihrer Stammesage ist aber Maui, der Neu-Seeland aus dem Meerem aufgeht haben soll, und über dessen Thaten die Maori zu reden nie müde werden. Daher nennen sie ihr Land Te-Ika-a-Maui; das ist Maui's Fisch.“

Wohlbekannt ist die unter dem Namen „Tabu“ oft erwähnte Einrichtung. Man verachtet nur jedoch, sie werde keineswegs in bedrückender Weise zur Geltung gebracht, „Tabu“ ist eine auf alle amendebare, von Allen gesandte Art Gesetz. Des Säuflings Person ist geheiligt und unverletzt, und so groß war einst die von ihm besessene Macht, daß alles von ihm Verbotene der gleichen Gleichgültigkeit gewohnt, was die Eigenschaft der Heiligkeit erlangt hatte, durfte beirrhelt werden; und das „Tabu“ konnte man nur durch die strengste Beobachtung der dafür angeordneten Cerimonie entfernen.

Vorgehen werden von den Maori, ehe sie sich auf einen Feldzug begeben, beobachtet. Zerstört ein Abstrahl über einen Berg, wo ein Stamm wohnt, so heißt es sofort: „Kreuzt Niemand von dem Stamme werde sterben.“ Endlich glauben die Maori — wie mir Te Wheoro erzählt — an eigenenthümliche Geschöpfe der Einbildungskraft. Unter Anderem spricht er von einem merkwürdigen Wesen, genannt Taniwha — einem See-ungeheuer, das allerlei Fischgestalten annimmt und die Gewässer auf Meeresgrund bewohnt. Der „Taniwha“ ist Einiges menschlich, Anderen feindlich gesinnt. Jeder Säufling aber hat seinen eigenen Taniwha, der ihn schützt und an seinen Widerfacher rächt.

Das Kammbalantum, das Essen von Menschenfleisch, ist unter den Maori erst seit 1843 ganz abgekommen. In den Weltentdeckungstagen dieses geistig trefflich veranlagten Volkes (auf der 1871 in Omeien gegründeten Hochschule findet jetzt eine Anzahl junger Eingeborenen) zeigt sich aber trotz jenes alten, häßlichen Brauches, mancherlei Liebesgedächtnisse neben anscheinend Rühmlichen, was jedoch entweder bildlich erklärt werden kann oder im Laufe der Zeit verdrängt worden ist. Heißt allerdings auf solche Anfänge des Denkens unter Heilanden weist. Aber finden wir nicht in indischen, persischen, hellenischen, germanischen und anderen Mythen ein ähnliches wirres „Hobeneinander“, wie Mar A Müller es richtig genannt hat, und keineswegs immer das „Nacheinander“ der Entwicklung von Niederen zum Höheren?

*) Siehe Nr. 47 des Beiblatt.
**) S. Girren, der davon Sie G. Grev folgt, nennt in seinen „Wanderfagen der Neu-Seeländer“ diesen Geist einen weiblichen.

„Wie soll ich das wissen, Gustaf! Ich schließ schon lange, als Du aus dem Klub kamst.“
Und Frau Pieteren ließ weiter.
„Aber ich habe Dir doch ganz erzähltes etwas erzählt, als ich nach Hause kam,“ sagt plötzlich ihr Mann, welcher während der Fahrt ununterbrochen den Knoten in seinem Taschentuch angefaßt hat.
„Aber Gustaf, so höre doch, bitte, einen Augenblick zu!“ Mit hochgezogenen Augenbrauen und einem leise nachdenklichen Ausdruck in den freundlichsten Augen blinzelt sie beinahe unmerklich nach den Kindern, welche vor ihnen leeren Teller sitzen und ab und zu einen zurückgebliebenen Krumen mit den Fingerpitzen aufnehmen. Sie fährt fort: „Denn als die Wasser wiederkehrten, da bedeckten sie die Wagen und die Reiter des ganzen Poronischen Heeres, das ihnen gefolgt war auf das Meer, und es blieb nicht Einer von ihnen übrig und...“
„Zeufel auch! ich habe ihn doch erst gestern Abend hineingelegt,“ sagt Pieteren abermals.
„Aber liebes Männchen!“ — und lesend: „die Egypter nun...“
„Ach, was gehen nicht die Egypter an!“ ruft der Hausherr immer ängstlicher; „ich will wissen, was der Knoten bedeutet!“
Die fünf Kinder, welche bis jetzt mehrschalig artig gewesen sind, fangen plötzlich laut an zu lachen, denn ihr Vater bedeckt den Knoten des Taschentuchs so langsam über dem Tische hin und her, daß das fleckige Banden recht kindlich bemerkt: „Gest! mal, Papa mach's Raschheit!“
Die Kinder trösten vor Vergnügen und stoßen sich gegenseitig ungeduldig: „Ma, denn nun los, — steht auf und geht ins Kinderzimmer!“
Augenblicklich fangen die Kinder jubelnd fort, die Mutter hinterher, ihnen zuzusehen: „Kinder, Kinder, nicht so laut! — denkt an die Nachbarn!“
Der Hausherr geht mit dröhnenden Schritten im Zimmer auf und ab, während seine Frau anfängt, die Laffen zu spülen. Etwas verstimmt sagt sie:
„Aber Gustaf, wie kamst Du nur so sein! Du weißt doch, wie viel Mühe ich mir gebe, damit die Kinder sich ruhig verhalten, während ich vorlese.“
„Denn es mir doch nur einfallen wollte, was es gewesen ist!“ Pieteren stampft heftig auf. „Sapperlot, ich weiß doch, daß es etwas war, was ich Dir gleich sagen mußte.“
„Mir?“

„Ja, Dir, Marie!...“
„Aber besser Gustaf, sei' dich lieber einen Augenblick hin, das Zimmer drängt unter Deinen Schritten, Denk! doch an die Dpnyts, die Leute klagen so leicht.“
„Ich mir alles höchst egal, das Klagen und das Dröhnen — ich kann's nicht vertragen, doch es mir nicht einfallen will, warum ich dieses Ding...“ Pieteren schlenbert den unglückseligen Knoten heftig hin und her.
„Ach, lieber Mann, laß, bitte, Dein Taschentuch in Ruhe, sonst werde ich seufzen!“
„Du hast leicht reden — natürlich fällt es mir ein, wenn es zu heiß ist, und dann wirst Du sagen: „Warum hast Du mir das nicht während gelagert?“ — So'n verurteiltes Ding! — da! — da! — da!“
Lachend fragt seine Gattin: „Gustaf, das Taschentuch kann doch nichts dafür, geht?“
„Das weiß ich wohlhaftig ebenso gut wie Du — Donnerwetter, habe ich noch Krammer...“
Mit einem feinen Ächeln antwortet seine Frau: „Du bist sehr spät heim gekommen, Gust!“
„Hm! — ich dachte, Du schliefst! — Wie kamst Du es denn zu sein?“
„Ich bin selbst erst um halb elf zu Bett gegangen und...“
„Ach ja!...“
„Das will ich gern glauben, und es wird ja Sonabend's immer doch wieder spielt ein feines, farschliches Lächeln um ihren hübschen Mund, während sie harmlos fragt:
„Gottest Du vielleicht etwas mehr getrunken als sonst?“
„Du bist wohl verrückt, Marie, keine Spure!“
„Nicht? Nun, warum gleich so heftig? Es hätte doch sein können.“
„Bewahre! Ich war ganz frisch und munter!“
„Daran zweifle ich gar nicht... aber sag' mal, wie kamst Du eigentlich dazu, Deinen Gut in das Waschbecken zu stellen?“
„Nanu?“
„Er schwamm heute Morgen aus dem Waschwasser, das ich für Dich bereitgestellt hatte; nun hängt er auf dem Boden zum Trocknen!“
Gustaf schaut verwirrt und ein Klein wenig verlegen drein, während er, sich leise räuspert, brummt:

„Ich das aber merkwürdig!...“
„Woh! möglich; das Nachtsicht brannte nicht so hell wie sonst; daher hast Du wohl auch Deine Uhr in das Seifenwässchen statt auf den Nachtsicht gelegt.“
„S o o o!“
„Sie ist nicht verdorben, aber sie war festem gefloßen; Du hastest vergessen, sie anzuhängen, ich habe es heute Vormittag gethan.“
„Hm! — Hausfrau hat sie gewiß wieder angefaßt, der Junge muß auch alles antun!“
„Ach! Kinder sind halt Kinder! — Aber sag' mal, Du bist ein wenig blaß, und Deine Augen sind so roth — fühlst Du dich nicht wohl?“
„Es steht mir ein Schuppen in den Gliedern,“ antwortete Pieteren, leise huffend, während er in den Bart brummt: „Rohrenjammer ist's — ich bin eben nicht mehr geöhnt an...“
„Engelst Du etwas?“
„Nein, Marie! Aber bitte, bestimme Dich mal thätlich, ich glaube doch sicher, daß ich Dir etwas erzählt habe, als ich nach Hause kam. Vielleicht hast Du's nicht recht verstanden, Du warst natürlich schon sehr schlafig.“
„Möglich; aber bitte, thur mir den Gefallen und venne nicht fortwährend in der Stube herum. Sei doch vernünftig und überlege, worüber Du gestern Abend gesprochen hast; dann wird es Dir gewiß einfallen.“
„Meinetwegen! Aber da mußt Du mir Recht geben, daß es zum Verdrickwerden ist, wenn solch dummes Ding Einen so an der Nase herumführt!“ — Und während hat er mit dem Taschentuchtauten auf das Sopha los.
„Das nützt doch nichts, Männchen, und wenn Du das Sopha auch entzwei schlägst!“ Frau Pieteren lachte laut auf.
„Jawohl, das steht mir gerade noch, daß Du Dich über mich lustig machst. Du siehst aus mit Deinem thörichtigen Götter, als ob Du denkst, daß ich...“
„Nicht ganz nüchtern war, als ich heimkam.“
„Nun wieder aber immer besser!“
„Thut nichts, Gedanken sind zollfrei.“
„Aber dies farschliche Lächeln kann ich absolut nicht vertragen.“
„Marie!“
„Ich bin schon wieder ganz ernst, Männchen! Bitte, bitte, beruhige Dich mir...“
„Zeufel auch! Ich bin ruhig, vollkommen ruhig!“
„Schön! — Aber so bleib doch endlich sitzen und bestimme Dich: um neun Uhr gingst Du fort.“

Wenn man — bemerkt Professor Max Müller in der Vorrede zu seinem „Lebenslaufe der Wörter“ — uns sagt, daß das Volk von Mangaia das Weltall als die Köhlung einer Kokosnuss betrachtet, und daß unten an dieser Schale ein dicker Baumstamm ist, genannt Te-ata-ia-Koe, so scheinen wir uns mitten im Dichtdick der ärgsten Wildheit zu befinden. Wenn aber der Sprachforscher das Wort Te-ata-ia-Koe auflöst und uns sagt, daß es wörtlich „die Wurzeln aller Daseins“ bedeute, so werden unsere Wälder plötzlich in Metaphysiker verwandelt.

Die auf einem dicken Baumstamme ruhende Kokosnussschale ließe sich wohl mit Jagdraßel, der germanischen Welt-Esche, vergleichen, die alles Dasein verknüpft. Im Bergsilber kommen wir auf einen ähnlichen Niefenbaum, dessen Zweige zum Himmel hinauf ragen, und dessen Wurzeln sich in die Unterwelt erstrecken. In griechischer Mythologie erscheint noch die Menschheit als Frucht des Schenbaumess. In persischer und indischer Götter- und Weltanschauungslage giebt es ähnliche, lebendige, das All erhaltende, an allen Ecken stehende Urbäume. „Welches Geschlecht, welcher Baum war es, aus dem der Himmel und die Erde geschaffen wurden?“ heißt es in altindischer Weisheitslehre. In einigen Stellen wird ein solcher Baum sogar als „das erste Wesen“ oder als gleichbedeutend mit Brahma bezeichnet.

Auf ägyptischen und altbabylonischen Wägen erhebt man heilige Bäume mit Simulbäumen, die an die verwandten Mythen anderer Völker erinnern. In iranischen Parabeln hören wir von zwei Bäumen, die den bittlichen Vätern des Lebens und der Erkenntnis gleichen. Obwohl Max Müller der Ansicht ist, zwei Bäume könnten nicht mit einem, das Weltall darstellenden Baume verglichen werden, scheint mir, daß da nur eine Abweichung stattgefunden hat, und daß auch die Bäume der fernöstlichen Weltlage hier einzureihen sind.

Man hat allerdings in Bezug auf den Weltbaum der Maori eingewendet: die genauere Erforschung der Wörter, die die Wurzel aller Daseins“ bedeuten, ergebe ganz sinnlich grobe Begriffe. Das Wort „Koe“, Wurzel, meine nämlich ursprünglich einen sich windenden Wurm; und ähnlich verhalte es sich wohl mit dem Worte, welches das Dasein bedeutet. Der Einwand ist nicht richtig. Jeder Sprachforscher weiß, daß alle die höchsten Begriffe ausdrückenden Wörter, wie „himmlisch, heilig, edel, gut, tugendhaft“ etc., wenn man sie auf ihren Ursprung untersucht, zuerst ganz grob Sinnliches bedeuten. Alle Sprachen stehen darin einander gleich. Kehren wir zu den politischen Dingen zurück.

Doch mit seiner Sendung in London hatte Tawhiao keinen besonderen Erfolg. Nach mancherlei Aufschüben wurde er zwar von Lord Derby, dem damaligen Minister für die Inseln, empfangen; allein zur Königin Victoria, der „Mutter“, wie sie in dem mitgebrachten Schriftstücke genannt war — wurde er nicht zugelassen. Dies war um so auffälliger, da er im Februar 1879 ernannter Regierungsausschuss, der zur Untersuchung der Ansprüche der Eingeborenen eingeseht worden war, bündlich zu ihren Gunsten entschieden hatte. Da jedoch, um dieser Entscheidung gerecht zu werden, 60,000,000 Mark an die widersprechlichen Gebührenden hätten ausgezahlt werden müssen, so hütete sich die gesetzgebende Versammlung von Neuseeland wohl, ihren Verbindlichkeiten nachzukommen. Der in Folge dieser Weigerung entstandene Aufruhr der Maori wurde mit Waffengewalt niedergeworfen.

Was es der Grimm über seine Nichtzulassung zur Königin, was Tawhiao einmal zu einem Gebahren veranlaßt, das von seiner sonstigen würdevollen Haltung sonderbar abwich? Es wird behauptet: Als im Krystallpalast ihm zu Ehren ein Festmahl gegeben wurde, bei dem man ein eigenes Bild darstellendes Feuerwerk abrannte, habe er nach gewissem Mahl nur mit Mißbehagen abbrechen können, die Schür zu ziehen, die das Feuerwerk in Bewegung setzte. Davor aber habe er in einem Anfälle launischer Gereiztheit seine ihm drückenden Stiefel von sich geschleudert und seine Angewandten geschimpft! Dies konnte nicht etwa die Folge eines zu tiefen Blickes in den Becher gewesen sein, denn in der Öffentlichkeit genöthigt, des ihm angefeindeten blauen Bandes halber, nur Wasser.

Mächtigen Eindruck machte auf ihn die im Krystall-Palast versammelte ungeheure Menschenmenge. Da sah er, wie wenig Aussicht sein Volk habe, gegen England weiter anzukämpfen. Einen großen Eindruck machte auf ihn auch der Besuch in der alexandrinischen Westminster-Abtei.

Als Tawhiao London verließ, schrieb er in seiner Landessprache folgenden Abschiedsbrief: „An meine lieben Freunde! Gruß! An Herrn Carl Hancock und seine Gemahlin und an alle die Freundschaften und ihre Gemahlinnen, welche uns gastfreundlich aufgenommen haben.“

Ich habe nun beschlossen, in mein Land und zu meinem Volke zurückzukehren, und deswegen richte ich einige Worte des Lebewohls und der Dankbarkeit an Euch Alle. Weilet hier wohl in Eurem Lande! Wie werde ich Eurer Liebe zu mir und meinen Freunden gedenken! Und nun werde ich unseren Stammesgenossen von Eurer ehrenden Freundschaft gegen uns erzählen.“

Obwohl die Regierung sich nicht gewillt zeigte, uns einen Besuch der Königin zu gestatten und die Angelegenheiten unseres Stammes gründlich zu untersuchen, so hat uns doch das Volk große Liebe entgegen gebracht. Wir sind aus fernem Lande hierher gekommen und haben England und sein Volk, seine Edele und seine Behauptungen gesehen und seine ausgesprochene Güte gespürt. Zum Schluß meine lieben Freunde, sei noch das gesagt: Ich habe gesehen und erfahren, wie wahr und eifrig alles uns Beweisen gewesen ist, da wir vor diesem großen Volke saßen.

Bebet nun Alle herzlich wohl!
Tawhiao.“

Als Sprachprobe der slawischen Maori-Zunge möge hier der letzte Satz in der Urchrift stehen:

„Evei e atu hoo aroha hua tie nei hua mo hio ti ugamea i tipono nui fia matou iau e noho ana i te aroraro o te huinga nuihi hei fonei ra.“

Von der Zeit dieses Besuches an gab der letzte Maorikönig allen weiteren Widerstand auf und nahm ein Jahresgehalt von 225 Pfund Sterling an. Nun, da er „ins große Meer eingegangen“ ist, steht nicht wohl zu befürchten, daß ihm ein den Ausländern anständig werdender Nachfolger erwachsen wird.

Währung.

Don [Nachdruck verboten.]

II. Fachliche.

Die Währungsfrage gilt als die schwierigste Frage auf dem ganzen Gebiet der Wirtschaftslehre. Götzen sprach einmal das Scherzwort aus, daß außer Religion und Liebe nichts so viele Menschen verdrückt gemacht habe wie die Währungsfrage. Und dennoch, sollte das alte, gute Wort, daß alles Wahre einfach sei, nicht auch hier seinen Ort finden? Die schöneelerin, die sich schon in die Geheimnisse des ägyptischen Königsgrabes an der Hand von Obern, in die Kämpfe von H- und Westgoten an der Hand von Dahn, vielleicht sogar in Solas Argent verliest hat, aber über Bi- und Monometallismus noch nie einen ausflüßenden Strahl der Wissenschaft in ihre Seele aufnahm, mag vielleicht ihre Ecken ablegen und uns folgen. Die Sache ist wirklich nicht zu dunkel, daß sie nicht angefaßt werden könnte. Der Schreiber läßt sich lästern, und die dahinter ruhende Gestalt der Ffs hat keineswegs etwas Unschöndes in ihren Zügen.

Die Wahl der Zahlungsmittel ist bezeichnend für die Wirtschaftskräfte eines Volkes. Anfangs tauschte man Waare gegen Waare. Dann wurde Geld das Zahlungsmittel, und der Uebergang zum Gelde ist für das wirtschaftliche Leben des Volkes ungeschätzbar, das für den Uebergang zur Buchhaltungsschrift fast sein geistiges Leben ist. Unter den Geldsorten wurde das Gold allmählich bevorzugt. Je stärker Wellen der Bekehrung schlug, desto mehr erwiderte das Bedürfnis nach einem werthvolleren Metallstoff. Große Zahlungen lassen sich nicht in Silber machen, weil es unbenutzt wäre, diese Massen Silbers hinzuzufügen, aufzuspeichern, zu transportieren. Man nimmt dafür lieber Gold, das eine Zeit lang zehnmal so viel werth war als Silber, in unserem Jahrhundert etwa fünfzehnmal so viel und an des Jahrhunderts Neige mehr als dreißigmal so viel werth ist als sein weiches Konkurrent. Das Goldgeld ist deshalb in zunehmendem Maße zum eigentlichen Zahlungsmittel geworden. Das Silber dagegen sank zum Scheidgeld herab. Zu den vielen entthronten Königen und Göttern stellte sich ein neuer. Das Silber wurde demonezt, man braucht es nur noch bei kleineren Zahlungen, in Deutschland bis zu 20 Mark, in England für ein Pfund, während man bei größeren Zahlungen berechtigt ist, Gold zu verlangen. Ein Staat nach dem anderen ging zur Goldwährung über, entweder nur thatsächlich oder auch gesetzlich. Sogar Rußland bereitet in aller Stille diesen Uebergang jetzt vor.

Soll diese Entwicklung nun zurückgeschraubt werden? Die Bimetallisten verlangen das. Sie wollen eine Doppel-

währung; neben dem Gold soll Silber seine unbefchränkte Zahlungskraft zurückerlangen. Und sie legen der Demonozierung des Silbers einen so hohen Werth bei, daß sie glauben, aus diesem Punkt viel wirtschaftliches Weh und Ach kurren zu können. Aber warum?

Die bimetallistischen Gründe sind folgende: Der Silberpreis ist deshalb gestiegen, weil die Münzstätten für freie Prägung geschlossen wurden, und das Silber seine unbefchränkte Zahlungskraft verlor. Die Entwährung hat die Entwerthung herbeigeführt. Deswegen man also wieder die Münzstätten und demonoziert das demonezt Silber, so wird sein Preis sich wieder heben und konstant bleiben, so daß es als Münzstoff wieder dienlich kann. Silber, so sagen die Bimetallisten weiter, muß auch deshalb wieder zur vollwerthigen Münze erhoben werden, weil wir sonst nicht Zahlungsmittel genug in der Welt besitzen. Das Gold reicht nicht aus, die Goldbede ist zu knapp, und sie wird um so knapper werden, je mehr Staaten zur Goldwährung übergehen. Knappes Gold aber heißt theures Gold. Auch das Geld ist eine Waare und hat als solche dieselben Preisbestimmungsgründe wie andere Waaren. Ist das Angebot klein und die Nachfrage groß, so steigt der Preis; im umgekehrten Falle sinkt der Preis. Die Preissteigerung für Gold ist nach bimetallistischer Auffassung daran nachzuweisen, daß die Waarenpreise eine furchtbare Tendenz haben. Theures Geld heißt billige Waarenpreise. Diese Verbilligung der Waarenpreise wird aber noch weiter gehen, weil Gold immer weniger gefunden wird. Das Gold fand sich, so führte Professor Zuehl in Jahre 1877 aus, bis jetzt zumeist in Urablagern, Wäldern und Ströme reifen Körner, bisweilen große Klumpen Goldes aus verborgenen Lagern los und wälzen sie bis vor das Auge des Suchenden. Dieses angeschwemmte Gold wird aber bald abgebaut sein. Neues Schwemmland dürfte sich schwerlich mehr finden, da wir die Erde jetzt so ziemlich kennen. Also geht die Gewinnung des Goldes fortwährend zurück. Mit der Erschöpfung der Goldlager verschärfen sich alle Uebelstände in der Preisbildung. Nimmt man dagegen das Silber hinzu und giebt ihm unbefchränkte Zahlungskraft, so wird das Geld billiger, das heißt, die Preise gehen in die Höhe, die Produzenten verdienen wieder mehr, und über die ganze Volkswirtschaft geht ein beruhigender Regen nieder.

Ist das wahr? Stehen alle diese Behauptungen mit der Wirklichkeit im Einklang?

Das Gold verhält sich zur Zeit der deutschen Münzreform, also Anfangs der siebziger Jahre, zum Silber wie 1 zu 15½. Für 1 Pfund Gold mußten 15½ Pfund Silber gezahlt werden. Dieses Verhältniß entsprach einem Preise von 60½ Pence für die Unze Silber. (1 Penny = 8½ Femm, 1 Unze = 31,1 Gramm). Das Kilogramm Silber kostete damals also etwa 180 Mark. Im März 1894 war dagegen das Verhältniß stark verschoben. Man bezahlte für das Kilogramm Silber nur 80 Mark. Vorübergehend wurden 27 Pence für die Unze gegeben. Seitdem hob sich der Preis wieder etwas über 30 Pence. Im Ganzen aber blieb die Entwerthung um ungefähr die Hälfte. Das war ein Preisrückgang, wie er so jäh selten auf dem Weltmarkt vorkommt. Sollte er wirklich allein durch gesetzgeberische Maßregeln, durch die Demonozierung erfolgt sein? Gewiß hat auch die Demonozierung dazu beigetragen. Und die durch sie erzielte Wirkung würde aufhören, wenn die Waare aufhöre. Aber außer der einen Ursache haben andere Ursachen mitgewirkt, welche kein Gesetz hervorbringt hat und kein Gesetz beseitigen kann. Das ist die Vermehrung und Verbilligung der Produktion von Silber. Der Mutterchoß der Erde birgt unerschöpfbare Massen von Silber, und die emsige Menschhand befreit davon immer mehr zu Tage. In den letzten zwanzig Jahren hat die Silberproduktion zehn Milliarden Mark betragen. Wer will behaupten, daß diese dem Silberverbrauche zuzurechnenden enormen Mengen ohne Einfluß auf den Silberpreis bleiben konnten? Das Angebot steigt, es steigt schneller als die Nachfrage; darum sinkt der Preis. Ein weiterer Preisdruck aber ist durch die Verbilligung der Produktion entstanden. Früher waren 30–40 Pence an Unkosten erforderlich, um eine Unze zu gewinnen. Jetzt sind die Unkosten gesunken auf durchschnittlich 20 Pence, in besonders günstigen Fällen auf 10 und 9 Pence. Das Produkt kann billiger auf den Markt kommen, wenn die Produktionskosten geringer werden. Dieses Gesetz beherrscht den Markt, und es gilt auch für das Silber. Das Silber mußte im Preise fallen, wenn keine Gegenmaßnahmen fielen. Dieser innere Grund bleibt bestehen und wirkt weiter, auch wenn sich die Münzstätten dem Silber wieder öffnen sollten. Das alte Verhältniß von 1:15½ könnte also niemals wieder hergestellt werden. Und auch eine größere Werthbeständigkeit des Silbers ließe sich so lange nicht

*) Bal. Rigveda, X, 81; 4; Kathaka-Upanishad, VI, 1; Bhagavad-Gita; XV, 1; Atharva-Veda, X, 7.

„Nein, es war halb zehn.“
„Gut, also um halb zehn — mit dem sprachst Du zuerst im Klub?“
„Mit sehr vielen Herren — gestern Abend war mehr los als sonst — Riffers, Karels, Allinga, Wikman, von Bergen waren da...“
„Von Dam nicht?“
„Still! Jetzt hab' ich's! — von Dam kam später. Sapperlot! ja, der war's. Wahrscheinlich, nun fällt mir's ein, von Dam — Donnerwetter, blut mir der Kopf weh!“
„Wißt Du etwas Stündliches Wasser?“
„Jetzt nicht — später... Wichtig, es war von Dam, der sagte — Pergott, die verdammten Kopfschmerzen! Nun will's mir nicht mehr einfallen, was von Dam sagte.“
„Soll ich Dir eine Gistonsprelle nun den Kopf legen?“
„Nein, still jetzt, bitte; denn kam Langenhof — halt, ich glaube, ich hab's — Langenhof kam spät, der ist ein Nachzügler, wie Du weißt, und denkt nicht fröhlich an's Nachhangeln.“
„Ja, da, der ist Junggeselle und hat zu Hause nichts zu verdammen...“
„Fru, wie spitzfindig!“
„Aber, lieber!“
„Nein, leugne es mir nicht obendrein; Du meinst damit, daß...“
„Ach meine gar nichts, ich wollte nur sagen...“
„Doch ich zu spät nach Haus gekommen bin...“
„Ich fülle das sehr gut. Aber hiermit sage ich Dir ein für alle Mal, daß ich heimkommen werde, wenn es mir beliebt, und daß ich mir Bemerkungen darüber verbitte; verstanden?“
Die junge Frau hielt ihren Gatten spöttisch an, zuckte schweigend die Achseln und räumte das Frühstücksgeschir weg.
Einige Augenblicke herrschte laute Stille; dann sagt Peterfen:
„So! Du ignorierst einfach, was ich sagte; schön, ich kann auch schweigen — ich will nur wissen, ob Du mich verstanden hast?“
„Gewiß!“
Die Stimme des Hausheeren wird immer schärfer, und da seine geduldige Frau ihm nicht mehr widerpricht, hat er für seine unangenehme, gereizte Stimmung keinen anderen Abgabeler als das Zerkentuch, das er zusammenballt und auf den Boden wirft, mit den Worten:
„Da liegt das dumme Ding; es verdirbt mir den ganzen Sonntag. Ich habe keine Ruhe, wenn ich nicht weiß, was es war!“
Mit mühsam verbohrenem Lachen sagt seine Frau nachmal:
„Ach was, Gustab, sei doch nicht so ärgerlich; 's ist wirklich nicht der Rede werth.“

„Es ist wohl der Rede werth, das ist es eben...“
„Was etwas Wichtiges; warum hast ich denn sonst einen Knoten in mein Zerkentuch gelegt?“
„Um nicht zu vergessen, was Du behalten wolltest!“
Herr Peterfen hebt das Zerkentuch wieder auf, sieht keine Frau plötzlich an, als wolle er sagen: „Du hast mich wohl absichtlich zum Narren“, und antwortet, stotternd vor Wuth:
„Da... das weiß ich wahrscheinlich... selbst wohl, für de... den...“
Da bricht seine Frau in ein schallendes Gelächter aus und sagt:
„Du nimmst Dir wohl an die Wit ein Beispiel, der stottert auch so.“
„Du Wit?“ ruft Peterfen, plötzlich aufgeschreckt; natürlich, der war's; der war dabei, nun weiß ich es ganz bestimmt — wie war's doch — oh ja, er kam nach halb zehn und auf einem Sprung zu uns, und da haben wir Grog americana getrunken...“
„Hui! Stimmlenzdemonstrator, wie kamen wir nur zum Grog americana?“
„Ja, das interessiert mich auch sehr; sag' mal, ist es nicht Sitte bei Euch, das jedes Geburtstagskind Sekt spendet?“
„Den haben wir auch getrunken und...“
„Aha!...“
„Ja wohl, später Grog —, dann brauchst Du nicht in einem fort „hui“ zu sagen, Marie!“
Die Zornader auf Peterfens Stien schwillt bedenklich; sein Franden sieht das, und um dem Sturm vorzubeugen, sagt sie gut-nützlich: „Aber Gust, Du warst doch eben auf dem besten Wege, — was hat die Wit gesagt?“
„Das ist es eben, was mir nicht einfallen will, aber der ist immer so gewissenhaft und pedantisch und hat gewiß gesagt: „Lege einen Knoten in Dein Zerkentuch, sonst vergißt Du noch...““
„Wie mag der arme die Wit bei dem Wort „hui“...“
„Knoten gestottert haben!“
„Lachend schaut Frau Peterfen die Wit nach, „Donnerwetter! eben lag es mir auf der Zunge und nun bringst Du mich wieder aus dem Konzept...“
„Schweig doch, bitte, einen Augenblick still!“
„Ja wohl, ich bin ja schon still — hui, welche schlechte Laune heute Morgen!“
„Ja, ja, die Wit war dabei...“
„Derr! mir ist gar nicht wohl; ich glaube, ich habe mir den Magen verdorben, vielleicht ist es auch Erkältung — ich bin so furchtbar dumm.“
„Wißt Du Etwas de Canes?“
„Nein, danke, ich gehe rasch zum Apotheker und nehme ein wenig Natron.“

„So, willst Du ausgehen?“
„Natürlich, ich weiß es nun bestimmt, daß die Wit dabei war; ich werde zu ihm gehen — er muß mir sagen, was...“
„Aber Gust, er wird Dich anschauen.“
„Meinetwegen.“
„Nervös läßt Peterfen hin und her, „Er wird nicht zu Hause sein, er ist Kirchensammler, das weißt Du doch.“
„Ich will ihm sprechen.“
„Aber besser!“
Peterfen hört nichts mehr; er ist schon zum Zimmer hinaus und die Treppe hinauf ins Schlafzimmer geflohen. Im Begriff, einzutreten, klopft er mit dem Fuß gegen einen Eimer, welcher gerade vor der Thür steht.
„Hui! Donnerwetter, au! der fikt!“
Auf einem Bein humpelt er zum nächsten Stuhl und räumt: „Wie kam man doch ein Ding auch gerade vor die Thür stellen, das ist verdammte ungeschickt!“
Er reißt den Fuß, und das Mädchen, im Begriff, das Zimmer zu ordnen, fragt gleichgültig:
„Hat der gnädige Herr sich verlegt?“
„Natürlich.“
„Wenn Sie solch einen Eimer dahinstellen, muß man wohl bagegen räumen.“
„Sie sind 'ne dumme Gans!“
„Aber das ist doch gewiß Unrecht, daß der Herr mich so schilt — wegen gar nichts!“
„Verdamme Arzte! gehört der Eimer etwa dahin? Sapperli, wie schmerzt das!“
„Ich will es gern glauben, daß Sie Schmerzen haben, aber das halt' lassen ich mich doch noch lange nicht von Ihnen ausheilen lassen; es ist doch wirklich nicht meine Schuld, daß der Herr blödsinnig hinauffährt. Dann muß der Herr mir besser aufpassen!“
„Halten Sie den Mund! und rufen Sie die gnädige Frau!“
„Ja, die will ich gern rufen, die ist gut und schlannt Eimen nicht gleich so an wie der Herr!“
„Widersprechen Sie auch noch? Wenn Sie den Eimer nicht gerade vor die Thür gestellt hätten, dann...“
„Dann hätte der Herr sich nicht geflohen; das ist klar!“
„Donnerwetter! machen Sie, daß Sie unterkommen, und bringen Sie ein englisches Pflaster. Na, wird's bald sein; die Haut ist abgekratzt. Sind Sie noch nicht fort?“
„Meinen Sie etwa, daß ich mir eine solche Behandlung gefallen lasse? Da muß der Herr nur selbst gehen — ich habe jetzt keine Zeit.“
„Marie, Marie, komm mal hinaus!“
Schreit Peterfen, welcher den einen ausgezogenen Strumpf in der Hand und den anderen

erzielen, als die Produktionsmengen und die Produktionskosten schwanken. Der Preiswandel des Silbers ist eine weitgeschwängelte Thatsache, an der Staatsregie wenig ändern können.

Die zweite Behauptung ist die, daß das vorhandene Gold zur Deckung des Münzbedarfs nicht reiche. Diese Behauptung ist ebenso schwer zu begründen wie zu widerlegen. Denn wer vernünftiger genau den Geldbedarf eines Volkes festzustellen? Die viel Tauchgeschäfte vollziehen sich täglich? Wie oft wechselt ein Goldstück den Besitzer? Für den Geldmangel oder Geldüberfluß giebt es nur Symptome. So wird, wenn Geldmangel herrscht, der Diskont und der Zins steigen, und es wird fallen, wenn Geldüberfluß herrscht. Man steht aber gerade jetzt der Zeit für den Diskont sehr niedrig, und auch der Zinsfuß, der vor einem Menschenalter noch fünf Prozent betrug, ist gegenwärtig für preussische Staatsanleihe auf fast drei Prozent herabgegangen. Die Symptome sprechen also gegen das Vorhandensein eines Geldmangels. Die Goldbedeckung scheint nicht zu kurz zu sein. Allerdings sind gewaltige Beträge umgewandelt. Aber wenn man zugleich bedenkt, daß Verträge von einigen hundert Millionen jährlich umgelegt werden, ohne daß auch nur ein Penny barren Geldes notwendig ist, so wird man schon an die Zulänglichkeit des Goldvorraths glauben. Die Berechnungen stellen, welche in London, New York und anderen großen Verkehrszentren, neuerdings auch in Deutschland geschaffen sind, dehnen ihre Thätigkeit von Jahr zu Jahr aus. Durch bloße Gegeneinanderrechnung und Umschreibung in Büchern werden dort die Forderungen und Verbindlichkeiten ausgeglichen. Dazu kommen die Banknoten, Postanweisungen, Wechsel, die gleichfalls das Barverge theilweise ersetzen. Bekannt man ferner, daß für 1890 der gesammte Goldvorrath in allen Kulturländern auf 28,500 Millionen Mark geschätzt wurde, von denen 13,650 Millionen in Form von Goldmünzen oder Goldbarren dem Verkehrsbedürfnis dienen, so wird man sich großen Verästelungen nicht hinzugeben brauchen.

Nun aber die Zukunft des Goldes — ist sie wirklich so trübe? Gerade in den letzten Jahren hat die Goldgewinnung zugenommen. Wenn auch das Schwemmland sich erschöpft, so macht dafür doch der Quarzbergbau große Fortschritte. Außerdem kann das Problem der Ausziehung des Goldes aus Schwefelstein als nahezu gelöst betrachtet werden. In Südafrika ist ein Goldland neu entdeckt, das alle alten Goldländer an Ertragsfähigkeit weit hinter sich läßt. Das Jahr 1893 brachte dort einen Ertrag von 115 Millionen Mark. Im Ganzen werden wir, wie Professor Veris berechnet, für die nächsten dreißig Jahre auf eine jährliche Goldgewinnung von etwa 580 Millionen Mark rechnen können. Dies wäre aber mehr als der Jahreszuwachs in den glänzendsten Zeiten der Goldproduktion, der von Cookbeek für 1851—1855 auf 557 Millionen und für 1856—1860 auf 564 Millionen geschätzt wurde.

In absehbarer Zeit hat die Welt also Gold genug. Für Zeiten aber, die nicht absehbar sind, vermag der Goldgewinn unmöglich vorzujagen. Denkbar ist Vieles. Denkbar ist, daß sich die Kohlenvorräthe der Erde erschöpfen. Denkbar ist, daß die Produktivkräfte des Bodens versiegen, daß auch alles Gold in und auf der Erde abgebaut ist. Das aber sind Sorgen der Zukunft, und man mag die kommenden Sorgen getrost dem kommenden Tage überlassen. Für jetzt ist keine Gefahr. Deckt aber die Goldbedeckung des Weltgoldes die Bedürfnisse des Körpers, so kann auch von keinem künstlichen Preisdruck die Rede sein. Soweit die Preise für landwirtschaftliche und gewerbliche Produkte gesunken sind, lassen sich dafür besondere Gründe anführen, die theils in Konkurrenzverhältnissen liegen. Thatsache ist andererseits, daß nicht alle Waarenpreise sanken, und daß namentlich für eine besonders wichtige „Waare“, für die menschliche Arbeitskraft, der Preis im Steigen ist. Eisen und Baumwolle sind in Preis gefallen, verschiedene Nebenprodukte der Landwirtschaft sind gestiegen. Der Werth des Goldes kann nicht gleichzeitig Ursache für Preisfall und Preissteigerung sein. Das Goldgeld wird man vielmehr als einigermaßen werthbeständig betrachten müssen.

Eingemessen werthbeständig — denn ganz ist kein werthbeständiges Gut den Preisveränderungen entrückt. Das Gold ist in seinem Werthe jedenfalls nicht so sehr gesunken und nicht so sehr gesunken. Weder haben die Bimetallisten Recht, welche das Erstere behaupten, noch der Vollstumm, welcher das Letztere behauptet. Die Volkseinstimmung, daß der Werth des Geldes gesunken sei, schreibt sich daher, daß wir heute zum Leben weit mehr Geld als

unser Vorfahren gebrauchen. Aber dies kommt nur daher, daß sich unsere Bedürfnisse außerordentlich vermehrt haben, und nicht daher, daß der Geldwerth sich vermindert hat.

Das Gold wird somit auch weiterhin als allein vollwerthiger Münzstoff dienen müssen, während dem Silber nur die Rolle als Scheinmünze zukommt. Die Goldwährung hat sich behauptet, hat schwere Krisen unerwarteter überstanden, hat dem Handel und Wandel das Lebenselement, ohne welches er nicht bestehen kann, die Stetigkeit und Sicherheit gegeben. Sollte dies anders werden, sollte zu dem Gold künftig auch das Silber als gleichberechtigt treten, so würden Schwankungen hervortreten, die sehr gefährlich sind. Das thatsächliche Werthverhältnis zwischen beiden Metallen entspricht also dem natürlichen nicht mehr, das schlechtere Geld verdrängt das bessere, ein Goldagio entsteht, das die erste Handelsmacht der Welt (England, dem bimetallistischen Rande fern blieb). Und daß England einem solchen Bünd beiträte, das anzunehmen liegt kein Grund vor.

Der Streit um die beste Währung wird noch lange dauern. Denn es handelt sich dabei nicht bloß um Ansehen, sondern auch um Interessen, nämlich um die Interessen mächtiger Silbermünzbesitzer, die selbstverständlich wünschen, das Abhängigkeit für Silber möglichst zu erweitern. Aber unter Berücksichtigung durch Vortheil oder Nachtheil der Frage gegenübersteht, für den ist sie entschieden.

Höhlen und Höllen.

In den Tanzjulen von Galata.

Von (Maschrak verboten.)

Bernhard Stern (Konstantinopel).

Ein Jack der Aufständische scheint jetzt auch in der türkischen Hauptstadt der blutigen Morden zu treiben.

In seinen engen, schmucklosen, schon bei lichten Tage unheimlichen Gassen von Galata, wo die elenden der verworrenen Weiber begehen, erscheint von Zeit zu Zeit das furchtliche Individuum und beschwindet wieder spurlos nach Verübung eines grauenhaften Mordes.

Sonst hört man jetzt nicht viel von Mord oder Todtschlag, viel weniger noch als in anderen Hauptstädten oder Hafenstädten. Nur in den Spießhöfen oder Kasernehöfen sind Mörder und Pistolen noch fowandere Rollen, während dies vor wenigen Jahren auch auf offener Straße der Fall war.

Unlängst passierte ich Abends die große Straße in Pera. Als ich mich dem Gebäude der russischen Botschaft näherte, klang mir aus der diesem Palaste gegenüberliegenden Zimmertafel mirer Gesang, vermischt mit heiserer Musik, entgegen. Hier ist eine der verkommenen Kasernehöfen von ganz Pera, und nur mit Schanden richtet der vorüber Wandernde seinen Blick in die finstere Straße. Just dachte ich der schrecklich Verkommenen, die in ihrem Elend hier noch Fremden zu suchen und zu finden vermögen; just dachte ich des Unglücks, der Verwerfung, der rohen Szenen, die sich in solchen Schandhöfen notwendig einstellen müssen — da plötzlich trachte ein Schuß, die Musik brach jäb ab; das Gespiel verstimmt — und Polizisten schleppten einen Toten heraus! ... Die Eisenstange — fonderbare Eierstich wegen einer Dirne — hatte zwei Gänge einander geholt, bis der Eine, unvorsichtig verbleibend, den Lebenshüter erschloß. Wegen des Begehres nach dem Weib einer Dirne, die für Beide gleich willig gewesen, ward Einer erschossen, wird der Andere gehängt! ... O Ironie der Gottlosigkeit des Menschen!

In Pera sind die meisten Spielhöhlen, in Galata die meisten Kasernehöfen. In den Klubs der Reichen in Pera raselt die Kugel der Roulette, in den Tanzlokalen von Galata brennt die Flamme wilder Lust. In Pera verlieren die Reichen Vergehens, in Galata die Armen ihren Wodensloß. Wer ist mehr zu bebauern, wer ist mehr zu verdammen? ... Genau genommen — die Reichen! Die Verantwortung und Strafe der Armen ist geringer. Sie sind nach einer durchschwärmten Nacht nicht viel ärmer, als sie waren, sie hatten so wenig zu verlieren.

In Pera herrscht das vornehme Kasper, wenn man so sagen kann. Im „Krysal-Palast“ gegenüber dem Konfessionstheater singen und gehen die Dirnen der Reichen. Das ist ein theures Vergnügen. Da kostet der inausliche Wein zwanzig Franken, der billige Weiß, das leiseste Witzwort ein Seidengeld. Auf den Straßen von Pera wandelt das weiblische Elend in pruntenen Kleidern und lockt weniger durch Jugend und Schönheit als durch Glitter und Schmink.

Nacht und ungeschminkt, wild und billig aber lockt die Verkommenheit in Galata. Schon nun neun Uhr beginnt hier das Nachtleben. Die Gassen, wo die Sittenlosigkeit ihr Szepter führt,

glänzen weit hinaus vom Rastelstein in allen Farben der bunten Laternen. Haus an Haus schallt von Musik und Gesang. Alle fünf Weibliche und die Hauptstädte der Erde spenden ihre Namen zu verheißungsvollen Titeln für diese Städte des Vergnügens. Hier harren unser „Die Wunder Afriens“ oder „Sifras“, „Die Herrlichkeiten von Paris“, „Die Schönheiten Wiens“, und wahr ist es, alle Theile der Welt liefern ihren Beitrag hierher.

Zumeist sind es „Tanzlokale“, im ersten Stock der Gebäude besetzt. Eine feste, schmucklos, von aufwärts oder abwärts wandernden Treppen überfüllte Treppe führt in das „Freudenlokal“. Von der Treppe gelangt man gewöhnlich unvermittelt in ein großes Zimmer. Man ist im ersten Augenblick verwirrt, betäubt. Gesang, Musik der verschiedensten Art. Rauch von Tabak und dampfendem Kaffee, vielleicht auch Duffe von Opium. Tanzende, stampfende Paare, die Weiber mit hochaufgestülpten Kleidern, offenen Brüsten, wallenden Haaren, Brustpartien und Armbändern — Schwarze und Weiße, aus England und Frankreich, Rußland und Deutschland, und besonders aus Böhmien, Galizien und Ungarn kommend.

Auf einer hohen Estrade marmirte und weißliche Musikanten, die sich nach der Beendigung jedes Stückes ebenfalls unter das Publikum mischen.

Alles ist schmutzig, Schmutzig der Boden, schmutzig und zerissen Decke und Wände, schmutzig sind Füße und Gesichter und Hände, schmutzig das Weib, schmutzig Bedienung und Publikum.

Die grell ausgeputzten Mädchen, welche im Saal sich herumtummeln, sind zum Theil noch jung, manchmal sogar noch blühend, kaum den Kinderchancen entwachsen. Theils tanzen sie mit den Gästen, theils wandern sie noch frei auf und ab, nach männlicher Gesellschaft mit frechen Blicken suchend und dabei schamlose Worte rufend.

Gelbst die ganz jugendlichen Gesichter — Gesichter von Mädchen, die kaum fünfzehn, ja vierzehn Jahre und noch weniger zählen — zeigen schon tiefe Spuren der Verkommenheit, Merkmale wild durchschwärmter Nächte, verunstaltete Gesichtsbilder. Manche von ihnen haben sich im Verkehr mit Keulen aller Nationen eine erstaunliche Kenntniss zahlreicher Sprachen angeeignet. Ich sah Dirnen, die geläufig französisch, englisch, italienisch, deutsch, ungarisch, rumänisch, griechisch, türkisch und armenisch sprachen.

Die Unternehmer dieser Tanzlokale sind hauptsächlich Armenier und Griechen. Dieselben erhalten die „Waare“ zumeist über Vorkauf-Triebe von ungarischen und galizischen Händlern, welche die Mädchen angeblich als Sängerrinnen für Singtanz-Gesellschaften anwerben und sie dann in diese Schandlokale locken. Ist die Verkaufe einmal da, so vermag sie sich dem Arm des Käufers nicht mehr zu entziehen. Die Mädchen erhalten freie Wohnung, Essen und Trinken, wofür sie ihren ganzen Verdienst als Zuhörern und so weiter dem Weib abliefern müssen. Während die „Sängerrinnen“ in Pera, zum Beispiel im „Krysalpalast“, für ihren Dienst einen fixen Gehalt beziehen, der sich auf 10 bis 50 Napoleons monatlich beläuft, haben die Dirnen in Galata als Äquivalent für das Opfer ihrer Jugend und Schönheit nur frühes Siedtun. ... Und dennoch sind diese elenden Geschöpfe froh, wenigstens einen Moment der Sorge für Essen und Trinken überhoben zu sein. Essen und Trinken — wie selten und wie schlecht mögen es die Meisten von ihnen zu Hause erhalten haben! ... Nun haben sie Nichts und Trinken — und als Gegenleistung brauchen sie Essen zu bieten als Tanz, Tanz und so weiter. ... Eben beginnt die freischwebende Musik von Neuem, und übermüht haben sich die Mädchen in das Gemüth und lassen sich, das bleiche traurige Gesicht auf die Wästel eines wilden Gesellen gelehrt, in wirrem Tanz dahinschleifen.

Im Gegensatz zu den Lokalen in Pera, wo die geistigen Getränke eine Hauptrolle spielen, wo die Mädchen verpflichtet sind, zum Trinken und immer wieder zum Trinken zu verlocken, — sind in den Lokalen von Galata nur Tanz und Kaffee die Einnahmequellen des Weibes. Jeder Tanz wird extra bezahlt, der Kaffee hat mit dem üblichen 20 Paras mit dem Bierkasten, nämlich mit 2 Pfaster berechnet. Das ist Alles, nicht einmal ein Eintrittsgeld wird erhoben. Und dennoch macht der Weib glänzende Geschäfte. Und obwohl keine geistigen Getränke ausgekocht werden, wenn man vom Morke absteht, wonkt das Publikum bald wie finstlos betrunken hin und her, schallt wirres Gejohle, überläßt sich Geinbel. Man meint in einem Narrenhaus der Hölle zu sein, man wünscht sich hinweg tausend und tausend Meilen weit, um von diesem grenzenlosen Elend keine Abhülfe zu haben. ...

Gelbst wie trunken von dem Geselchen steigt man die Treppe wieder nieder. Noch ist der Weib umflort, und die frühe Nachtzeit vermag die unnebelte Stimmung nicht zu verweihen. Im Ohr klingt noch lange die heitere Musik, das wilde Gejohle. Und man wendet mit zitternden Schritten heimwärts durch diese Gassen von Galata.

Uebersetzer: Franz Grütters in Berlin.
Dram und Verlag von Rudolf Wette in Berlin.

Fuß reisend, in den Korridor gehinkt ist. „Marie! ... komm hinauf, schnell! — ich habe mich verletzt!“ und zu den Mädchen: „Und Sie können eine andere Stelle suchen, verstanden? — Sie freche Person!“

„Meinen Sie vielleicht, daß ich keine andere Stelle finden kann?“ Das Mädchen stemmt die Arme in die Seiten, läßt die Arbeit ruhen, sieht den Herrn herausfordernd an und schreit wüthend: „Soll ich Ihnen was sagen? Sie haben schlecht geschlafen — das ist es...“ „Sommerwetter!“

„Es wäre besser, wenn der Herr Nachts nicht so auf der Treppe pollen würde; ich bin davon noch geworden.“ „Nun machen Sie aber sogleich, daß Sie fortkommen — augenblicklich — marsch!“

„Ich werde aber erst noch sagen, was ich will!“

„Hui, Anna, wie können Sie so sein! Gehen Sie nun!“

„Hörst du Gulasch, was geht hier vor?“ fragt Frau Pieteresen, hastig eintretend.

„Großer Gott! Habe ich mich erschreckt! Ich schmeine mich vor den Nachbarn — und dabei sind die Fenster offen! — ist ein Skandal, doch ein Skandal am Sonntag!“

„Marie, das Mädel ist entsetzlich verwirrt, das muß...“

„Nun soll ich gar noch verwirrt sein! Das laß ich mir nicht gefallen, gnädige Frau!“

„Anna, gehen Sie jetzt heimlich; wir werden später miteinander reden!“

„Na, meinestwegen, weil es die gnädige Frau wünscht“, sagt Anna, sich allmählig beruhigend, „aber für ihn — thät ich's nicht.“

„Hui, Anna, wie können Sie so sein! Gehen Sie nun!“

„Ja, gehen Sie, gnädige Frau, wenn ich unverkündet bin, so ist das keine Schuld; Sie sind eine gute Frau — hi! hi! — aber der Herr hat mich so furchtbar berührt gemacht — ich bin ehrlischer Leute Kind, ich laß es mir nicht gefallen, wenn er sagt, daß ich 'ne dumme Stöcke bin... hi! hi! hi!“

„Marsch!“

„Gulasch, nimm dich zusammen... Anna meint's ja nicht so böse — get!“

„Nein, denn der Herr ist sonst sehr gut, aber wenn er mich mit Schimpfwörtern traktiert, kann ich auch grob werden. Heilig bin ich nun einmal, gnädige Frau; aber überartig bin ich nicht — und was den Eimer anbetrifft — da hatte der Herr doch Unrecht.“

„So, und nun gehen Sie, bitte, hinunter, Anna!“

„Was, Du sagst noch biele? — Zur Thür hinaus, aber sofort!“

„Gulasch!“ — Während Herr Pieteresen sich wieder blickt, um den beschädigten Fuß zu untersuchen, macht seine Frau Anna heimlich ein Zeichen, und diese verschwindet. Dann sucht sie ein Stüchlein englisches Heftpapier in ihrem Toilettenkasten.

„Das kann ja nett werden, wenn Du anfängst, gegen Deinen Mann Partei zu nehmen!“

„Aber, liebes Mämdchen, Du bist wirklich ungerecht gewesen.“

„A! Du! Bin ich ungerecht? — Na, schon gut — ich empfehle mich selbst — nein, ich will das Mädel nicht, ich werde mir beim Apotheker einen Verband anlegen lassen.“ Herr Pieteresen zieht seinen Strumpf wieder an.

„Dah mich doch den Fuß verbinden, Gulasch!“

„Merei!“ — Er schlägt sein Weiblein hinunter.

„Ach was, sei nicht so kindisch!“

„Ich sage Dir doch, daß es nicht mehr nöthig ist!“ — er zieht den Stiefel an.

„Da halt Du auch ein Stück Plaster!“

„Rein! — ich danke — Adieu!“

„Da fangen ihre Lippen an zu zittern, und ein ganz feiner widerpenziger Tropfen wird in ihrem Auge sichtbar, während sie, sich beherrschend, ruhig sagt: „Gulasch, Deine Saune ist heute Morgen wirklich unerträglich; ich bin noch, bitte, gerecht...“

„Mit ungerechten Menschen brauchst Du Dich ja auch nicht weiter abzugeben; wenn ich heimkomme, will ich die freche Trine nicht mehr sehen. Empfehlung nicht gehoramt!“

„Hör Gulasch!“

Herr Pieteresen verschwindet, und seine Frau hängt laut an zu schluchzen, als sie hört, wie ihr Mann die Thür ins Schloss wirft.

Vor der Hausthür trifft er Herrn und Frau von Dypwyl, welche im Begriff sind, den Gang nach dem Gotteshaus anzutreten.

„Das Ehepaar sieht ihn mit vorwurfsvollem Blick, dann sagt Herr von Dypwyl langsam: „Bitte, auf ein Wort, mein Herr!“

„Ich habe nicht viel Zeit; was steht zu Diensten?“

„Diese kurze, etwas unwirliche Antwort auf einen energiegelassen Druck von Frau von Dypwyl's froherer Hand auf den schwarzen Tischrand ihres Gatten zur Folge, und als dieser darauf den schon geöffneten Mund beinahe hörbar schließt, sagt sie, mit einer möglichst süßlichen Stimme:

„Wir können es wirklich nicht mehr anhalten; es ist unerträglich, wenn ein Mann die Kinder vollziehen, gerade aber unserer Zimmer. Besonders am Sonntag ist das sehr störend für Leute, die...“

„Die nicht an Kinder gewöhnt sind — ich begreife das vollkommen, gnädige Frau.“ Pieteresen würgt seinen Kerker hinunter und sagt dann: „Ich werde es ihnen sagen — ist sonst noch etwas gefällig?“

„Nun ja, — von Dypwyl bittet: „Wie ist nicht das Einzige; das fortwährende Ginz- und Geclausen ist wirklich unerträglich.“

„So! — Ei, ei! — Seit wann steht denn im Miethkontrakt, daß wir in unserer Wohnung nicht hin- und hergehen dürfen?“

„Das steht allerdings nicht darin, Herr Pieteresen, aber da Sie doch gerade von dem Miethkontrakt sprechen möchte ich Ihnen an gleich lassen, daß ich im November Ihren Miethkontrakt nicht zu erneuern gedanke.“

„Wie meinen Sie?“

„Sie werden sich also zum Februar nach einer anderen Wohnung umsehen müssen.“

„So, so, daß ich ja recht erfreulich.“ — Pieteresen läßt, daß er heilig wird, aber verweist, sich zu beherrschen, und fragt schmerzhaft ruhig: „Und ist dieses Ginz- und Geclausen der einzige Miethgegenstand?“

„Nun! — hm! — hm!“ Dypwyl's Mundwinkel senken sich bedeutend.

„Ach was, Dypwyl, so sei doch anständig, die Wahrheit ist immer das Beste, sage nur ruhig zu Herrn Pieteresen, daß es eigentlich wegen des eben festgelegten Streites ist, daß wir...“

„Abermals ein empfindlicher Punkt in den Arm ihres Gatten, — das wir beschloßen haben, die Wohnung nicht mehr an ihn zu vermieten.“

„Ala! — ist das der Grund?“ Pieteresen's Gesicht ist mit unheimlicher Gluth überzogen, aber noch bleibt er ruhig.

„Es ist uns sehr peinlich, wenn am Sonntag, dem Tag des Herrn, solch ein ärgerlicher Wortwechsel...“ von Dypwyl wird mitten in seiner fahrig-vollen Rede durch Pieteresen unterbrochen, welcher ärgertlich aufsteht:

„Geh zum Teufel mit Eurer Freimüthe! — ich werde schon eine andere Wohnung finden!“ Während das Ehepaar, welches sehr auf das Decorum hält, mir feurig und schweigend den Kopf schüttelt, fährt der Miether fort: „Sie können wohl von irgend einem frommen Bruder mehr Mieth bekommen — na, mir soll's recht sein, Gehorsamer Diener, ich wünsche Ihnen einen recht erbaulichen Sonntagmorgen!“

„So, das war gut angebracht.“ flüstert Frau von Dypwyl ihrem Mann zu, und das fromme Ehepaar schreitet sehr langsam, sehr bedächtig und sehr gewissenhaft auf die große Thür zu.

Pieteresen geht eilig weiter. „Ne schön Gedachte“, brummt er vor sich hin. „Mitten im Winter umziehen — fatal, sehr fatal, — die Wohnung gefiel mir ausgesprochen, und hier in Bismarck stehen im Winter nicht viel gute Wohnungen leer!“ — Unwillkürlich hackt er die Hand in die Tasche seines Jaquets und fängt den Knoten im Taschentuch.

„Das verurtheilt Ding ist an allem schuld“, murmelt er, den umschlingenden Knoten mit einer gewissen Festigkeit zwischen die Finger pressend.

(Schluß folgt.)